



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Männlichkeiten und Männer – Kritische Theorien im
Vergleich“

verfasst von / submitted by

Simon Johannes Fetz, B.Sc.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2017/ Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Mag. Dr. Christine Klapeer

Danksagungen

Dieser Absatz ist einer der letzten, die ich für diese Arbeit schreibe. Er steht am Anfang dieser Arbeit und wird daher die Erwartungen der Leser*innen an das, was danach kommt, beeinflussen. Ich bin versucht nun etwas ‚originelles‘ zu schreiben. Etwas, das die *meine* Intellektuelle Tiefe, *mein* Schreibvermögen illustriert. So wäre dieser Absatz ein kleiner Kulminationspunkt eines Entwicklungspfades, der mir im Laufe meines Lebens – als Subjekt einer Gesellschaft, die Individualismus, Leistungsstreben und Unternehmer*innentum betont – unablässig nahegelegt wurde. Statt dessen möchte ich mit einem Satz beginnen, den ich so oder so ähnlich einmal in den Danksagungen eines Buches gelesen habe, das mir gut gefallen hat:

Kein Mensch schreibt alleine. Vielleicht ist das eine der grundlegenden Erkenntnisse, die sich am vorläufigen Ende meines Studiums tief in mein Bewusstsein eingeprägt haben. Kein Mensch tut überhaupt irgend etwas alleine. Es ist mir nicht möglich die unzähligen Menschen zu nennen, die mir heute ermöglichen diese Zeilen zu schreiben. Die allermeisten davon kenne ich nicht. Das sind die Menschen, die die Häuser gebaut haben, in denen ich gelebt habe; diejenigen, die all die Güter des täglichen Bedarfs produziert haben, die ich konsumiert habe; diejenigen, die all die Bücher geschrieben haben, die ich gelesen habe; diejenigen, die einst auf die zweifelhafte Idee kamen binäre Geschlechtercodes zur Norm zu Erheben, ohne die der Gegenstand dieser Arbeit nicht existieren würde; diejenigen, die einst Kämpfe um bezahlbare universitäre Bildung ausgetragen haben; und auch diejenigen, deren Deprivilegierung strukturell verwoben ist mit meinem Privileg ohne größere existenzielle Nöte den Freuden des Studierens nachgehen zu können...

Diese Liste lässt sich nicht zu Ende führen. Sie verweist auf die Tatsache einer unfassbar komplex vernetzten Welt, in der viel Glück dazu gehört in eine Position wie die meine hineingeboren zu werden. So sehr diese Position das Fundament des bisherigen Verlaufes meines Lebens legte, so sehr hätte ich heute wo ganz anders stehen können. Die Kontingenz meines Werdens wurde gefüllt und bereichert durch eine Reihe von Menschen. Menschen, die mich stützen und mir Raum geben, mich loben und kritisieren, mich lehren und mir zuhören, mich inspirieren und mich bestärken, mir Wärme geben und mich lieben. Einigen dieser Menschen möchte ich an dieser Stelle danken:

Danke an Christine Klapeer für die Betreuung dieser Arbeit und die bereichernden Seminare, in denen der „Wille zu Wissen mit dem Wille zu Werden“ (bell hooks) verbunden wurde. Nicht nur deine Expertise, sondern auch deine Leidenschaft haben schöne Spuren hinterlassen. Danke

Hans Pühretmayer für die Einladung in spannende intellektuelle Welten, die mein Denken weiter prägen werden. Dein ehrliches Interesse an deinen Student*innen und dein Verzicht auf den Habitus des Experten machen den Austausch mit dir sehr bereichernd. Danke an all die engagierten Lehrenden des Instituts für Internationale Entwicklung, die sich nicht von den ‚hot topics‘ des Mainstream, sondern von einem emanzipatorischen Zugang zu Bildung und Forschung leiten lassen. Danke an die Bagru IE, die mir eine erste politische Heimat in Wien geboten hat. Es war schön mitzuerleben, wie die eigene Praxis immer wieder vor dem Hintergrund politischer Ansprüche reflektiert wurde und daraus neue Praxen entwickelt wurden. Danke an all die kritisch denkenden und politisch fühlenden Kolleg*innen, von denen ich lernen durfte, die mir zuhörten und mit denen Seminare zu den unwahrscheinlichsten Uhrzeiten an den unwahrscheinlichsten Orten weitergeführt wurden. Danke Werner Fetz für die Lust am Intellektuellen, für die Jahre, die du jenseits vieler gesellschaftlicher Konventionen und trotz vieler Hürden für mich da warst und nicht zuletzt für das Geschenk väterlicher Wärme und Zärtlichkeit. Danke Uta Veit für die bedingungslose Stütze, die du seit Jahren für mich bist. Du hast uns unter großen Anstrengungen einen reibungslosen Bildungsweg ermöglicht – das war ein riesiges Geschenk! Danke Benedikt Fetz für deine Leichtigkeit, deine verplante Treue und die Gewissheit in dir über alle Differenzen hinweg einen Gefährten fürs Leben zu haben. Danke Jessi, Hannes, Jakob, Flo, Mina, Jana, Johannes, Nora, Maria, Lea, Julia, Becci, Lisanne, Anna, Lena, Resi, Milka, Kathi, Timon, Milena, Aida, Schnuppi für das Netz, das ihr um mich spannt und in das ich mich immer wieder fallen lassen kann. Danke euch für Gespräche, Freund*innenschaft und das schöne Gefühl mit dissidenten Einstellung mitten im Leben zu stehen. Danke Lena Deser für das Zuhause, das du seit Jahren für mich bist. In unserem kleinen Versuchslabor emanzipatorischer Alltagsbewältigung habe ich mehr über Feminismen, kritische Männlichkeit, Beziehungen und Sexualität gelernt als aus jedem Buch – mit dir als Spiegel, Lehrerin und Inspirationsquelle. Danke für deine Unterstützung, dein Verständnis und deinen Rat, wenn mich die Last der gebündelten Herausforderungen in den letzten Monaten zu erdrücken drohten. Jetzt ist es geschafft, ich freue mich auf das, was nun kommen mag!

Inhaltsverzeichnis

Danksagungen	i
Inhaltsverzeichnis	iii
1 Einleitung	1
2 Methode: Qualitative Inhaltsanalyse	3
2.1 Analyseebenen und Gliederung der Arbeit	3
2.2 Wie habe ich die Kategorien ausgewählt?	6
2.3 Anmerkungen zur Sprache	7
3 Kontextualisierung dieser Arbeit und ihres Gegenstandes	8
3.1 Männlichkeit, Privilegienkritik und Feminismus – eine „persönliche“ Situierung	8
3.2 Kritische Männlichkeits- und Männerforschung (KMMF) – der Versuch einer historischen Rekonstruktion	13
3.2.1 Entwicklung des Forschungsfeldes	15
3.2.2 Deutschsprachiger Raum	17
3.3 Kritische Männlichkeits- und Männerforschung und Entwicklung	18
3.4 Die Autor*innen	20
3.4.1 Raewyn Connell	20
3.4.2 Jeff Hearn	23
3.4.3 Michael Meuser	25
4 Zur Theoretisierung des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft	28
4.1 Connell: Geschlecht, der Körper und das Soziale	28
4.2 Hearn: die materielle Basis des Patriarchats	32
4.3 Meuser: Die soziale Konstruktion des Körpers	35
4.4 Diskussion	37
4.4.1 Emergenz	39
5 Die gesellschaftliche (Re-)Produktion von Geschlecht	44
5.1 Raewyn Connell: Vier Dimensionen von Geschlechterverhältnissen	44
5.1.1 Vier Dimensionen von Geschlecht	45

5.1.2	Institutionen.....	51
5.2	Jeff Hearn: Patriarchate	52
5.2.1	Institutionen.....	55
5.2.2	Revisionen.....	59
5.3	Michael Meuser: Geschlechtlicher Habitus.....	60
5.3.1	Kritik an Patriarchatstheorien.....	60
5.3.2	Geschlechtlicher Habitus.....	63
5.4	Diskussion	65
5.4.1	Zum Begriff der Struktur.....	67
6	Die Theoretisierung von Männern/Männlichkeiten	70
6.1	Connell: Multiple Männlichkeiten und Hegemoniale Männlichkeit.....	70
6.1.1	Multiple Männlichkeiten: hegemonial, untergeordnet, marginalisiert und komplizenhaft.....	72
6.1.2	Gewalt und Transformation	74
6.1.3	Revisionen und Weiterentwicklung des Konzepts.....	75
6.2	Jeff Hearn: Männer als soziale Klasse.....	77
6.2.1	Von Hegemonialer Männlichkeit zur Hegemonie der Männer	77
6.2.2	Männer als Akteure	80
6.3	Meuser: Männlicher Habitus	82
6.3.1	Der männliche Geschlechtshabitus	83
6.3.2	Männliche Lebenswelten.....	85
6.4	Diskussion	86
7	Welche Männer? (I) Perspektiven auf Transnationalisierung und Intersektionalität.....	89
7.1	Connell: Geschlecht, Transnationalisierung und koloniale Kontinuitäten	90
7.1.1	Die Weltgeschlechterordnung	91
7.1.2	Globalizing Masculinities	94
7.1.3	Geopolitik des Wissens, Kolonialität von Geschlecht	96
7.2	Jeff Hearn: Transpatriarchies.....	98

7.2.1	Transnationalisierung und Geschlecht	98
7.2.2	Intersektionalität	101
7.2.3	Transnationales Patriarchat/Transpatriarchat	103
7.3	Meuser: Analyse einer Abwesenheit	105
7.4	Diskussion	107
8	Welche Männer? (II) Ein heteronormativitätskritischer Blick auf die Theorien	110
8.1	Connell: Transsexualität und Kritiken an Queer Theory	111
8.1.1	Kritiken an Queer Theory/Politics	112
8.1.2	Transsexualität/Transgender im Diskurs der Queer Studies	114
8.2	Jeff Hearn: Die Dekonstruktion des Zentrums	118
8.2.1	The practice of deconstruction: towards the abolition of men	120
8.3	Meuser: Die Essenz des <i>weißen</i> Mannes	122
8.4	Diskussion	124
9	Resümee	127
10	Literatur	130
	Anhang	139
	Abstract (deutsch)	139
	Summary	140

1 Einleitung

In den letzten Jahrzehnten hat sich, ausgehend vor allem von den USA, weltweit eine politische und wissenschaftliche Strömung entwickelt, die sich, feministische Kritiken aufnehmend, kritisch mit Männlichkeiten und Männern auseinandersetzt. Dieses Wissenschafts- und Forschungsfeld ist seitdem gewachsen und hat vor allem in der anglophonen Welt eine gewisse Institutionalisierung erfahren – in Form von Zeitschriften, Konferenzen, Netzwerken und Lehrstühlen. In der deutschsprachigen Akademia ist dieser Forschungszweig weit weniger sichtbar und die Arbeiten aus den englischsprachigen Debatten werden nur selektiv wahrgenommen und rezipiert. Ich möchte mit dieser Arbeit einen kleinen Beitrag leisten, um diesem relevanten und spannenden Forschungsfeld etwas mehr Sichtbarkeit zu verleihen, indem ich mich mit einigen grundlegenden theoretischen Arbeiten aus dem Diskurs der kritischen Männer- und Männlichkeitsforschung (KMMF) auseinandersetze: mit den Arbeiten von Raewyn Connell, Jeff Hearn und Michael Meuser.

Der Aufsatz *Toward a New Sociology of Masculinity* (Carrigan, Connell, und Lee 1985) von Connell und Kolleg*innen wird häufig als eine programmatische Grundlegung der KMMF verhandelt. Seitdem hat Connell mit vielen Publikationen wichtige Beiträge zu den Debatten geleistet. Vor allem das Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* stellt bis heute vermutlich das einflussreichste theoretische Modell dar. Jeff Hearn bezeichnet es als „by far the most popular and influential [concept] over recent years“ (Hearn 2015a, 12). Im selben Jahr, in dem Raewyn Connell das Buch *Gender and Power* (1987) veröffentlicht hat, in dem auch das Konzept der hegemonialen Männlichkeit ausgeführt wird, publizierte Jeff Hearn sein Buch *The Gender of Oppression* (1987). Seitdem haben beide Autor*innen das Feld der KMMF stark geprägt. Während sich ihre Werke zwar in vielen Aspekten ähneln, intervenierte Jeff Hearn immer wieder als Kritiker Connells in die Debatten. Er schlägt vor neben hegemonialen Männlichkeiten auch die Frage im Auge zu behalten wie es überhaupt dazu kommt, dass Männer sich als soziale Klasse in einer Machtposition befinden. Um dies zu konzeptualisieren schlägt er das Konzept der *Hegemony of Men* vor (Hearn 2004). Ich halte es daher für sehr interessant die Werke der beiden Autor*innen miteinander in Bezug zu setzen und zu diskutieren. In den deutschsprachigen Debatten sind die Werke von Connell heute sehr präsent, Jeff Hearn hingegen ist kaum bekannt. Ein weiterer Autor, um den man in deutschsprachigen Auseinandersetzungen jedoch kaum umhinkommt ist Michael Meuser, der mit seinem Buch *Geschlecht und Männlichkeit* (1998) einen vielbeachteten und einflussreichen Grundstein für die Etablierung einer wissenschaftlichen Diskussion legte. Theoretisch geht Meuser u.a. von

Connells Arbeiten aus, kritisiert und ergänzt diese jedoch mit Bezug auf Pierre Bourdieus Begriff des Habitus. Dieser doppelte Bezug auf Connell, von Hearn wie von Meuser, macht m.E. eine vergleichende Diskussion der theoretischen Ausführungen der drei Autor*innen zum einen sehr spannend und kann zum anderen einen guten Ausgangspunkt darstellen, um kritische Perspektiven auf diese einflussreichen Werke zu gewinnen. Diesem Vergleich werde ich mich in dieser Arbeit mit dem Ziel einen Überblick über die Debatte zu verschaffen widmen. Darüber hinaus werde ich von der wechselseitigen Kritik der Autor*innen ausgehend, einige Vorschläge bezüglich der Theoretisierung von Männlichkeiten/Männern machen. Der Fokus des Vergleichs liegt dabei auf folgenden Aspekten: Wie theoretisieren die Autor*innen das Verhältnis von Körper und Gesellschaft? Wie konzeptualisieren sie Geschlechterverhältnisse – welche Mechanismen, Institutionen oder Praxen tragen zu deren Reproduktion oder Transformation bei? Im Kernkapitel der Arbeit werde ich der Frage nachgehen mit welchen theoretischen Begriffen die Autor*innen ihren Gegenstand „Männer“ oder „Männlichkeiten“ in den Blick nehmen. Daraufhin werde ich fragen, inwiefern sie diesen Gegenstand in eine intersektionale Konzeption von Macht- und Herrschaftsverhältnissen einbetten. Im letzten Kapitel werde ich einen heteronormativitätskritischen Blick auf die Theorien werfen.

2 Methode: Qualitative Inhaltsanalyse

Ich werde in diesem Abschnitt zunächst mein methodisches Vorgehen schildern, um dann im folgenden Abschnitt näher auf die Herleitung der Fragestellung und der Kontext innerhalb der kritischen Männlichkeits- und Männerforschung einzugehen. Mein methodisches Vorgehen lässt sich als analog zu einer *qualitativen Inhaltsanalyse* beschreiben (Mayring 2010). Die zentralen Schritte sind dabei nach der Festlegung des Materials die Analyse von dessen Entstehungssituation und die Entscheidung für eine Analysetechnik. Wie oben dargestellt, werde ich mich mit den theoretischen Ausführungen von Raewyn Connell, Jeff Hearn und Michael Meuser zum Gegenstand Männer/Männlichkeiten auseinandersetzen. Die Entstehungssituation der Werke werde ich im dritten Kapitel darstellen, indem ich sie historisch im Kontext der KMMF einordne und sie zudem in den Biographien und dem Gesamtwerk der Autor*innen verorte. Dort werde ich auch näher erläutern mit welchen Texten ich primär im Rahmen dieser Arbeit gearbeitet habe. Die vergleichende Analyse der Theorien hat sowohl *zusammenfassenden* als auch *strukturierenden Charakter*. Zusammenfassend ist sie insofern, als dass der Vergleich mehrerer Aufsätze und Monographien notwendigerweise einer intensiven Materialreduktion bedarf. Die Herausforderung liegt dabei darin, die wesentlichen Inhalte zu erhalten und ihrer theoretischen Komplexität angemessen darzustellen. Ein zentrales Ziel dieser Arbeit ist der Vergleich der verschiedenen theoretischen Ansätze anhand einiger Leitkategorien, die im Kontext kritischer Geschlechterforschung relevant sind. Ich gehe strukturierend vor, indem ich die Theorien jeweils in Bezug auf die Leitkategorien ‚befrage‘, miteinander vergleiche und anschließend diskutiere. Der Aufbau der Arbeit entlang der Kategorien veranschaulicht diesen sortierenden Charakter. Die Formulierung der Leitkategorien hatte primär *deduktiven* Charakter, die Relevanz der ausgewählten Aspekte wird anhand deren Relevanz für aktuelle Debatten im Bereich (pro-)feministischer Wissenschaften begründet. Neben diesem Aspekt ergibt sich die Auswahl einiger Kategorien jedoch auch aus Gründen der Kohärenz: Um zur Theoretisierung von Männlichkeiten/Männern hinzuführen, ist es unverzichtbar auf allgemeinere Fragen der Theoretisierung von Geschlecht einzugehen. Im folgenden Abschnitt werde ich die Kategorien der Analyse darstellen.

2.1 Analyseebenen und Gliederung der Arbeit

Der Aufbau der Arbeit gliedert sich entlang von fünf Analyseebenen. In den Hauptkapiteln (4-8) werde ich mich je einem theoretischen Aspekt der Werke widmen, um diese zueinander in Bezug zu setzen. Die Reihenfolge der Kapitel lässt sich grob anhand der Bewegung von

allgemeineren zu spezifischeren Fragen erklären – so bilden Kapitel vier und fünf die Grundlage, um in Kapitel sechs die Theoretisierung von Männern/Männlichkeiten nachvollziehen zu können. Kapitel sieben und acht gehen auf spezifischere Aspekte dieser Theoretisierung ein.

Körper und Geschlecht

Die Frage, wie sich das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Körpern begreifen lässt, ist komplex und Gegenstand fortdauernder Debatten. In hegemonialen Geschlechterideologien wird Geschlecht als ‚natürlich‘, als Eigenschaft von Körpern, als Folge biologischer Differenzen verstanden. Dass diese Sicht nicht haltbar ist und dass Geschlecht mindestens zu einem gewissen Ausmaß in sozialer Interaktion und durch gesellschaftliche Strukturen hergestellt wird, darüber besteht in sozialwissenschaftlichen Diskursen ein gewisser Konsens. Wie genau die Wechselwirkung zwischen Körper und Gesellschaft gedacht wird, variiert jedoch von Autor*in zu Autor*in, von ‚Schule‘ zu ‚Schule‘. Vor diesem Hintergrund werde ich mich in einem Kapitel dieser Arbeit der Frage widmen, wie die Autor*innen das Verhältnis von Gesellschaft und Körper theoretisieren. Konkret werde ich mich mit folgenden Fragen auseinandersetzen: Wie wird die Wechselwirkung zwischen Körper und Gesellschaft gedacht? In welche Richtung(en) wird Determination hierbei gedacht: ist der Körper lediglich Objekt gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse? Weist der Körper gegenüber diesen eine gewisse Widerständigkeit auf, determiniert er sie gar? Geht die Determination in beide Richtungen (Körper <--> Gesellschaft)? Welche Eigenschaften menschlicher Körper sind für die Autor*innen im Zusammenhang mit Geschlecht relevant? Spielen biologische Unterschiede eine Rolle? In welchem Verhältnis stehen Körper, Geschlecht und Reproduktion menschlichen Lebens zueinander?

Die gesellschaftliche (Re-)Produktion von Geschlecht

Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sind historisch variabel und Gegenstand von Transformationsprozessen. Geschlecht ist daher nichts selbstverständlich gegebenes, sondern wird aktiv gesellschaftlich hergestellt. Wie die Autor*innen diesen Herstellungsprozess theoretisieren, werde ich in diesem Kapitel in Augenschein nehmen. Dabei rücken folgende Fragen in den Fokus: Wie wird Geschlecht gesellschaftlich (re-)produziert? (Wie) wird die Relevanz von Geschlecht begründet? Welchen Strukturen/gesellschaftlichen Dimensionen wird zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung ein wichtiger Stellenwert beigemessen? Welche Institutionen spielen hierbei eine wichtige Rolle? (Wie) wird das

Verhältnis von Ökonomie und Geschlecht konzipiert? (Wie) wird die Rolle des Staates in Bezug auf Geschlecht verstanden?

Männer/Männlichkeiten und deren Theoretisierung

„There are as many theoretical social science perspectives on men and masculinities as there are theoretical perspectives in the social sciences more generally“, so die Autor*innen des Sammelbandes *Handbook on Studies of Men and Masculinities* (Kimmel, Hearn, und Connell 2005, 4). Ein Vergleich verschiedener Zugänge zu diesem Gegenstand tut somit gut einige grundlegende konzeptionelle Fragen zu stellen: Worüber wird gesprochen, wenn von Männern oder Männlichkeiten gesprochen wird? Geht es dabei um empirische Personen, symbolische Formationen, eine Position in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, um performative Aspekte etc.? Wie wird die strukturelle Dominanz von Männern theoretisiert? Sind alle Männer durch ihre Position in den Geschlechterverhältnissen bevorzugt? Ich habe oben ausgeführt, dass den Autor*innen deren Abgrenzung von geschlechtsrollentheoretischen Zugängen gemein ist und sie komplexere theoretische Zugänge entwickelten. Doch gehen Hearn, Connell und Meuser dabei verschiedene Wege; Wege, die sich mitunter widersprechen und aneinander reiben. Es ist daher interessant Widersprüche und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und diese zur Diskussion zu stellen. Dieser Aspekt des Theorievergleichs stellt in gewisser Hinsicht das Herzstück dieser Arbeit dar, ist es doch dieser gemeinsame Untersuchungsgegenstand, der die untersuchten Theorien eint und zu dessen Theoretisierung beizutragen ich mit dieser Arbeit abziele.

Welche Männer? (I) Perspektiven auf Transnationalisierung und Intersektionalität

Männer sind nie nur Männer, Männlichkeiten sind nie nur Männlichkeiten – Geschlechterverhältnisse sind immer verwoben mit anderen sozialen Kategorien und Unterdrückungsverhältnissen. Unter anderem in postkolonialen und rassismuskritischen Debatten wird diese Verwobenheit mit dem Begriff der *Intersektionalität* bezeichnet. Von dieser Position aus wurden Debatten westlicher Feminismen dafür kritisiert Rassismus und Kolonialität zu dethematisieren (vgl. Mohanty 1988); auch in der KMMF wurde die Wichtigkeit einer intersektionalen Perspektive auf den Gegenstand betont (Ouzgane und Coleman 1998). Vor diesem Hintergrund möchte ich mich den Texten mit folgenden Fragen nähern: Inwiefern werden postkoloniale Kontinuitäten in den Theorien verhandelt? Wird implizit ein westozentrischer Blick auf Geschlechterverhältnisse geworfen oder wird diese Tendenz selbst zum Topos der Untersuchung? (Wie) werden Aspekte der Transnationalisierung aufgegriffen? Werden postkoloniale und transnationale Dynamiken und Machtverhältnisse

benannt und theoretisiert? Welche Männer/Männlichkeiten werden repräsentiert? Werden Sexismen als intersektional mit anderen Unterdrückungsverhältnissen gedacht?

Welche Männer? (II): Heteronormativ oder *queer*?

Im Rahmen dieser Analyseebene werde ich die Theorien auf deren implizite oder explizite Annahmen in Bezug auf Heteronormativität befragen und somit die Kritik der *Queer Studies* an Normalisierungen und Hierarchisierungen in Bezug auf Geschlecht und Sexualität zugrunde legen. *Heteronormativität* bezeichnet „ein binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, und das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichsetzt: Dies Basiseinheiten sind Männer und Frauen, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen.“ (Degele 2005)

Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang ist: Gehen die Theorien von heteronormativen Grundannahmen aus? Inwiefern sind queere Lebensstile, Begehrensweisen und Identitäten in den Theorien repräsentiert bzw. denkbar? Nehmen die Autor*innen Bezug auf Debatten der *Queer Studies* – wie positionieren sie sich diesbezüglich? Ist die hegemoniale Stellung von Heterosexualität und die Diskriminierung von nicht-heterosexuellen Begehrensweisen Gegenstand der Analyse? Inwiefern rücken Trans-Geschlechtsidentitäten in den Fokus?

2.2 Wie habe ich die Kategorien ausgewählt?

Die Auswahl der ersten drei Kategorien ergab sich aus Gründen der Kohärenz der Darstellung. Die Konzeptualisierungen von Männlichkeiten bzw. Männern der Autor*innen sind nur im Kontext ihrer Verortung in den Geschlechterverhältnissen zu begreifen. Die Trennung zwischen einer strukturellen Ebene und der Ebene der Körper ergibt sich zum einen aus der Argumentationsweise der Autor*innen; zum anderen aus der ‚Natur‘ des Gegenstands Geschlecht, welcher in irgend einer Form immer auf menschliche Körper rekurriert und somit eine spezifische Variante der Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Natur aufwirft. Die beiden letzten Kategorien gehen auf eine deduktive Setzung zurück: Postkoloniale und Schwarze Feminist*innen haben Fragen nach Intersektionalität und kolonialen Kontinuitäten in feministischen Diskursen stark gemacht und argumentiert, dass Geschlechterverhältnisse nicht in Reinform existieren, sondern immer in Wechselwirkung mit Rassismen und anderen Unterdrückungsverhältnissen stehen. Daher halte ich es für relevant auch im Zusammenhang dieser Arbeit auf diese Fragen einzugehen (Kapitel 7). Im achten Kapitel setzte ich mich mit den Theorien aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive auseinander, welche in feministischen Debatten u.a. von den *Queer Studies* eingefordert wurden. Die Formulierung der

ersten beiden Kategorien hat somit eher induktiven Charakter, während die letzten Beiden sich deduktiv aus deren Relevanz für aktuelle feministische Diskurse begründen lassen. Die Begründung meines Fokus auf Männlichkeiten/Männer im sechsten Kapitel sollte habe ich bereits in der Einleitung der Arbeit dargestellt. In Kapitel 3 werde ich nochmal näher auf die Entwicklung der Fragestellung eingehen.

2.3 Anmerkungen zur Sprache

Ich setze mich in dieser Arbeit mit verschiedenen Zugängen zu Männlichkeit/Männern und Geschlecht auseinander, die sich in Folge ihrer theoretischen Unterscheidungen auch hinsichtlich der gewählten Begriffe unterscheiden. Da ich mich in weiten Teilen der Hauptkapitel dieser Arbeit mit den Positionen der Autor*innen auseinandersetze und nur in kurzen Zwischendiskussionen eigene Argumentationen einbringen werde, wird die verwendete Sprache die der Autor*innen widerspiegeln. Während Connell von verschiedenen „Männlichkeiten“ als Konfigurationen von Geschlechtspraxis spricht, verwendet Hearn den Begriff „Männer“, um ein strukturell verankertes Kollektiv, ähnlich einer Klasse zu bezeichnen. Meuser spricht neben Männlichkeiten vom männlichen Habitus. Nicht nur bei diesen Begriffen, sondern auch generell in Bezug auf Geschlecht unterscheidet sich die Sprache der Autor*innen teilweise von meinen eigenen sprachlichen Gewohnheiten. Daher werde ich an den Stellen, an denen ich die Positionen und Theorien der Autor*innen wiedergebe, deren Konzepte und Schreibstile reproduzieren. In den Passagen, in denen ich mich reflexiv und kritisch mit den Theorien auseinandersetze, werde ich dann ein Sternchen verwenden, wenn ich eine Geschlechtskategorie in einem inklusiven Verständnis verwende (z.B. Frauen*), womit ich alle Personen einschließe, die sich subjektiv mit dieser Kategorie identifizieren. Wenn ich eine Geschlechtskategorie ohne Sternchen schreibe (z.B. Frauen), dann bezeichne ich damit diese Kategorie samt ihrer exkludierenden Logik im Rahmen dominanter, i.d.R. heteronormativer Geschlechterordnungen. „Frauen“ würde in diesem Fall alle Personen bezeichnen, die auf Basis dieser Kategorie angerufen, eingeordnet und diskriminiert werden – nicht diejenigen Personen einschließen, die sich damit identifizieren, jedoch nicht als Frau behandelt werden. Das Kriterium ist hierbei kein subjektives, sondern eines, welche die dominante Konstruktionslogik dieser Kategorie bezeichnen will.

3 Kontextualisierung dieser Arbeit und ihres Gegenstandes

3.1 Männlichkeit, Privilegienkritik und Feminismus – eine „persönliche“ Situierung

Warum eine Arbeit über Theorien schreiben? Welchen Erkenntnisgewinn verspreche ich mir dadurch? Ich bin in einem Umfeld aufgewachsen, in welchem die Idee, dass „wir“ in einer mehr oder weniger gerechten, demokratischen und aufgeklärten Gesellschaft leben als selbstverständlich galt. Ungerechtigkeiten wie Rassismus oder Sexismus gehören in diesem Denken der Vergangenheit an. Und wenn sich noch existieren, dann lediglich dort, wo moralisch verwerfliche Individuen Vorurteile haben oder sich auf andere verwerfliche Weise fehlverhalten. Dieser Blick auf die Gesellschaft, dieses imaginäre Verhältnis zu meinen Existenzbedingungen, lässt sich einordnen in eine liberale, bürgerliche Ideologie, welche jeden einzelnen Menschen als selbstverantwortliches Individuum begreift (und somit als solches anruft) und welche den *Status Quo* als (mehr oder weniger) gerecht begreift. Strukturelle Diskriminierung und Gewalt, Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse sind in diesem Blick unsichtbar – oder werden auf ein Außen projiziert. Doch dieser Blick, ja jeder Blick, den wir auf gesellschaftliche Verhältnisse werfen, ist nicht neutral. Wir erlernen eine bestimmte Perspektive auf die Welt – in den Traditionen der Familien oder der Orte, an denen wir aufwachsen; durch die Lehrpläne an Schulen und anderen Bildungseinrichtungen; durch die Diskurse und Perspektiven, die in den Medien vermittelt werden, die wir konsumieren; durch alltägliche Interaktionen mit den Menschen in unserem Umfeld; durch die Erfahrungen, die wir machen und auch durch diejenigen, die wir *nicht* machen. Die Konfrontation mit der Einsicht, dass mein Blick auf die Welt unvollständig ist, dass er Machtverhältnisse ausblendet und die strukturellen Bedingungen meines Daseins nicht sehen will, war ein konstruktiv-irritierender Moment. Ein Begriff, den ich mit dieser Einsicht verbinde: *Privileg*.

Der Begriff des Privilegs und die Auseinandersetzung mit Privilegien ist ein Leitmotiv, das sich seit Jahren prägend auf mein Studium, mein Denken, Lektüre, Beziehungen und politischen Aktivismus auswirkt. Zum ersten Mal begegnete er mir im Rahmen von machtkritischen Bildungsveranstaltungen. Er ließ mich nicht mehr los, wenn sich auch mein theoretischer Bezugsrahmen und meine Perspektive auf den Begriff immer wieder gewandelt haben. Heute stehe ich dem Begriff teilweise skeptisch gegenüber, tendiert er doch dazu strukturelle, kollektive Fragen auf Subjekte und Körper zu projizieren und nach Schuld und Rechenschaft zu fragen, wo so etwas wie individuelle Verantwortung nur schwer auszumachen ist. Dennoch, der Begriff hat Spuren hinterlassen und ich komme immer wieder auf ihn zurück.

Es geht bei dem Begriff um das Privileg nicht ‚markiert‘ zu sein, Teil des vermeintlich Normalen zu sein, die eigene Existenzberechtigung nicht ständig erkämpfen zu müssen. Es geht um ökonomische, kulturelle, soziale und weitere Vorteile, die *weiße* Personen durch Rassismus, reiche Personen durch Klassenverhältnisse, Männer durch Sexismus, Cis-Männer und Cis-Frauen¹ durch Cis-Sexismus (die strukturelle Diskriminierung von Transpersonen), heterosexuelle Menschen durch Hetero-Sexismus (die Abwertung von nicht-heterosexuellen Begehrensweisen) *tendenziell* erhalten. Die Grenzen verschwimmen, die Diskriminierungsformen überlappen und die analytischen Instrumente, mit denen sie erklärt werden wollen sind mitunter widersprüchlich.

Verschiedene politische und theoretische Strömungen haben sich mit diesen Unterdrückungsformen beschäftigt. Die Untersuchung von Unterdrückung wurde oft begleitet oder gefolgt von einer Blickverschiebung, welche die Kehrseite der Unterdrückung, die Privilegierung fokussierte: Antirassismus legte die theoretische Basis, um kritisch über *Weißsein* nachdenken zu können. Kapitalismuskritik legte die Grundlage, um über antagonistische Klassenverhältnisse und die Privilegierung der Klasse der Produktionsmittelbesitzer (manchmal auch *innen) nachzudenken. Inspiriert und gefordert von feministischen Kämpfen fanden sich auch Denker*innen und Aktivist*innen, die sich dem Privileg von Männern widmeten und dieses zum Gegenstand ihrer Kritik und Forschung machten.

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen bewegte mich sehr. Als *weißer*, heterosexueller Mann wurde ich damit konfrontiert in vielerlei Hinsicht aufgrund dieser sozialen Positionierung bevorteilt zu werden. Feministische und postkoloniale Epistemologien ließen mich verstehen, dass meine gelebte Erfahrung ein partikularer Zugang zur Welt ist – einer jedoch, der durch Eurozentrismus und Androzentrismus in Kultur und Diskurs häufig als universal verhandelt wird. Diese Erkenntnis legte mir nahe mich mit Perspektiven auseinanderzusetzen, die eine Diskursivierung dieser privilegierten sozialen Position ermöglichen und einen Blick auf die Gesellschaft von deren ‚Rändern‘, in Solidarität mit und/oder aus der Perspektive marginalisierter Personengruppen werfen. Die Auseinandersetzung mit Werken feministischer, post- und dekolonialer Autor*innen, mit Stimmen, die im hegemonialen Diskurs unhörbar gemacht werden, mit radikaler Gesellschaftskritik eröffneten mir neue Denkweisen und Perspektiven.

¹ Der Begriff Cis-Gender „bezeichnet Menschen, deren Geschlechtsidentität mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. Cis-Gender (auch: cisgeschlechtlich) zu sein, entspricht in einer heteronormativen Gesellschaft also der Norm.“ (quix Kollektiv für kritische Bildungsarbeit 2016, 93)

Während die Auseinandersetzung mit *Weißsein* und ‚white privilege‘ sowie marxistische Diskurse über Klasse und Kapital in meinem akademischen und politischen Umfeld relativ präsent sind und ich so häufig Gelegenheit zu Austausch, Debatte und Lernen fand, waren pro-/feministische Zugänge zum Thema Männlichkeit viel weniger sichtbar. Ich begab mich auf die Suche nach Perspektiven und stellte zunehmend fest, dass es eine Vielzahl spannender Werke sowohl feministischer Autor*innen, als auch kritischer Männlichkeitsforscher*innen gibt, die mir in Curricula und aktivistischen Kontexten bislang kaum zugänglich waren. So entschied ich mich dieser ‚Lücke‘ im Rahmen dieser Masterarbeit zu begegnen.

Trotz aller Beschäftigung mit feministischer Theorie, spürte ich häufig ein Unbehagen: Wie kann ich mich als Cis-Mann in Bezug auf feministische Theorie positionieren? Wie verhält sich meine soziale Position zu meiner epistemischen Position?² Kann ich mich Feminist nennen? Oder doch eher Profeminist? Wenn ich von Sexismus und patriarchalen Verhältnissen profitiere, wie kann ich dann gegen diese Vorgehen? Kann ich als Mann männliche Dominanz und Herrschaft angreifen? Dass es seitens feministischer Denker*innen mitunter eine Skepsis gegenüber Männern gibt, die sich mit feministischen Kämpfen solidarisieren wollen, ist naheliegend: ich kann mich als Mann von der Notwendigkeit feministischer Kämpfe viel leichter distanzieren, kann es mir zu einem gewissen Ausmaß gemütlich machen auf den Vorteilen, die mir dadurch zugute kommen. Und ja, viele Männer sind gewaltvoll, sexistisch und haben ein Interesse daran ihre Macht auszubauen oder zu bewahren. Die US-amerikanische Feministin bell hooks ergänzt diese Perspektive: Männer profitieren zwar als soziale Gruppe am stärksten von patriarchalen Verhältnissen – doch dieses Privileg hat seine Kehrseiten. bell hooks schreibt dazu:

Males as a group have and do benefit the most from patriarchy, from the assumption that they are superior to females and should rule over us. But those benefits come with a price. In return for all the goodies men receive from patriarchy, they are required to dominate women, to exploit and oppress us, using violence if they must keep patriarchy intact. Most men find it difficult to be patriarchs. Most men are disturbed by hatred and fear of women, by male violence against women, even the men who perpetuate this violence. But they fear letting go of the benefits. They are not certain what will happen to the world they know most intimately if patriarchy changes. So they find it easier to passively support male domination even when they know in their minds and hearts that it is wrong. Again and again men tell me they have no idea what it is feminists want. I believe them. I believe in their capacity to change and grow. And I believe that if they

² Grosfoguel unterscheidet *epistemic location* und *social location*: “The fact that one is socially located in the oppressed side of power relations does not automatically mean that he/she is epistemically thinking from a subaltern epistemic location [...] What I am claiming is that all knowledges are epistemically located in the dominant or the subaltern side of the power relations [...]” (Grosfoguel 2011, 3) Die epistemische Position ist somit nicht durch die soziale determiniert.

knew more about feminism they would not longer fear it, for they would find in feminist movement the hope of their own release from the bondage of patriarchy. (hooks 2000, ix)

Der hier implizite, sehr wohlwollende Blick auf Männer kann sicher in Frage gestellt werden. Jenseits dessen ist jedoch spannend, dass Männer zum einen selbst als eingeschränkt und negativ belastet durch ‚das Patriarchat‘ und somit zum anderen als potenzielle Subjekte feministischer Kämpfe in den Blick genommen werden. Dem entspricht auch bell hooks Definition von Feminismus als “a movement to end sexism, sexist exploitation, and oppression.” (ebd. viii). Demnach ist Feminismus kein Kampf gegen Männer als Individuen, sondern gegen eine Ideologie, welche Männer als Unterdrücker anruft und subjektiviert und gegen ein System, welches die kollektive Unterdrückung durch Männer als soziale Gruppe ermöglicht. Es ließe sich eine ganze Arbeit schreiben zu Perspektiven auf Männer als Kollektiv und Individuen in Werken feministischer Theorie. Ich werde jedoch in dieser Arbeit meinen Fokus auf das etwas spezifischere – jedoch auch sehr heterogene – Feld der pro-/feministischen Männlichkeitsforschung richten. Bevor ich mich etwas detaillierter einer Skizze dieses Feldes widme, möchte ich zwei Protagonist*innen desselben und deren Antworten auf die Frage ‚Was hat Männlichkeit/haben Männer mit Feminismus zu tun?‘ darstellen.

Als die Soziologin Raewyn Connell das Buch *Gender of Oppression* (ZITAT) schrieb, bezeichnete sie sich noch als einen mit ökonomischen Privilegien ausgestatteten heterosexuellen Mann. Auch sie stellte sich die Frage, wie sich aus dieser Position heraus ein Engagement in feministischen Kämpfen und Theorie begründen ließe. Auch Connell stellt fest, dass heterosexuelle Männer zwar strukturell privilegiert werden, dass diese Position jedoch auch mit Kosten einhergeht. Connell zeigt auch, dass es Männer gibt, die sich unwohl fühlen mit ihrer Position in den Geschlechterverhältnissen (Connell 1987, xi f.)

What reasons for change have enough weight [...] to detach heterosexual men from the defence of patriarchy? There are, in my experience, five.

(1) Even the beneficiaries of an oppressive system can come to see its oppressiveness, especially the way it poisons areas of life they share.

(2) Heterosexual men are often committed in important ways to women – their wives and lovers, mothers and sisters, daughters and nieces, co workers – and may desire better lives for them. Especially they may see the point of creating more civilized and peaceable sexual arrangements for their children, even at the cost of their own privileges.

(3) Heterosexual men are not all the same or all united, and many do suffer some injury from the present system. The oppression of gays, for instance, has a back-wash damaging to effeminate or unassertive heterosexuals.

(4) Change in gender relations is happening anyway, and on a large scale. A good many heterosexual men recognize that they cannot cling to the past and want some new directions.

(5) Heterosexual men are not excluded from the basic human capacity to share experiences, feelings and hopes. This ability is often blunted, but the capacity for caring and identification is not necessarily killed. The question is what circumstances might call it out. Being a father often does; some political movements, notably the environmental and peace movements, seem to; sexual politics may do so too. (Connell 1987, xiii)

Für Connell sind demnach soziale Position und epistemische/politische Position nicht in eins zu setzen. Interaktion mit durch patriarchale Verhältnisse benachteiligten Personen und die Auseinandersetzung mit feministischen Positionen können ein Anlass sein, sich gegen diese Formen der Unterdrückung zu wenden. Und ähnlich wie auch bell hooks stellt Connell fest: Männer sind nicht nur Profiteure dieser Ordnung. Connell wird hierbei noch etwas spezifischer, indem sie Männer/Männlichkeiten nicht als monolithischen Block betrachtet, sondern auf systemische Unterdrückung in den *Geschlechterverhältnissen unter Männern/Männlichkeiten* hinweist.

Warum sollten Männer sich verändern und sich gegen das Patriarchat stellen? Auch Jeff Hearn, ein weiterer Protagonist der kritischen Männlichkeitsforschung, findet darauf einige Antworten. Zum einen spielen Altruismus und Ethik eine Rolle sowie die Wut über die Brutalität, die von Männern ausgeht. Darüber hinaus gibt es jedoch auch – so Hearn – *materielle* Gründe:

(1) the increased possibilities of love, emotional support and care for and from others, particularly other

(2) the privilege and emotional development that may come from increased contact and work with children;

(3) the possibility of improved health, the reduction of certain illnesses, and the extension of life;

(4) the creation of the conditions for the transformation of the capitalist mode of production (that being inherently gendered) to more liberate productive relations;

(5) the avoidance of other men's violence and of the fear of men, of killing, of being killed; and most importantly,

(6) the reduction of the likelihood of nuclear annihilation, the grimmest legacy of patriarchy. (Hearn 1987, 185)

Feministische Kämpfe stellen für (viele?) Männer also mehr dar als eine Bedrohung, sondern auch eine Chance, eine Aussicht auf eine Gesellschaft, die nicht Dominanz, Gewalt, individuelle Autonomie, Konkurrenz und Distanziertheit fordert, sondern eine solidarische Miteinander, andere Modi der Selbst- und Fürsorge, Akzeptanz sexueller Vielfalt usw. Vor dem Hintergrund dieser ‚persönlichen‘ und politischen Motivation möchte ich mich in dieser Arbeit einigen (pro-)feministischen Zugängen zum Thema Männer/Männlichkeiten aus dem Feld der kritischen Männlichkeits- und Männerforschung widmen. Doch was genau bezeichnet dieser Terminus eigentlich? Im nächsten Kapitel werde ich versuchen kurz die Entwicklung dieses Forschungs- und Politikfeldes nachzuzeichnen.

3.2 Kritische Männlichkeits- und Männerforschung (KMMF) – der Versuch einer historischen Rekonstruktion

„WHERE MEN’S OUTLOOKS AND CULTURALLY DEFINED CHARACTERISTICS WERE FORMERLY THE UNEXAMINED NORM FOR SCIENCE, CITIZENSHIP, AND RELIGION, THE SPECIFICITY OF DIFFERENT MASCULINITIES IS NOW RECOGNIZED, AND THEIR ORIGINS, STRUCTURES, AND DYNAMICS ARE INVESTIGATED.” (CONNELL, HEARN, UND KIMMEL 2005, 1)

Ist die Forschung über Männer nicht so alt wie die Sozialwissenschaft? Wurde nicht lange, bevor Feminist*innen dies kritisierten, der (weiße, heterosexuelle) Mann zum Universalen erhoben, zum Menschen schlechthin, während Frauen und Kinder, Schwarze und queere Menschen und People of Color partikularisiert wurden? War es nicht gerade ein Verdienst feministischer, queerer, post- und antikolonialer Forschung mit dieser Universalisierung zu brechen und den Blick auf die Marginalisierten zu wenden, diese sichtbar und hörbar zu machen und das vermeintlich universale männliche und *weiße* Zentrum zu dezentrieren, von seinem Thron zu stoßen? Wie kann eine erneute Fokussierung auf Männer und Männlichkeiten im Sinne eines emanzipatorischen Projektes Sinn machen?³

³ Ich lege der Arbeit somit ein Wissenschaftsverständnis zugrunde, welches Wissensproduktion nicht als neutrale Abbildung einer transparenten Gesellschaft versteht, sondern diese als eingebettet in epistemische Machtverhältnisse und ideologische Kämpfe begreift. Damit reihe ich mich ein in eine macht- und herrschaftskritische Forschungstradition, die sich auch in marxistischen, feministischen und anti-/post-/dekolonialen Diskursen ausmachen lässt.

In den 1980er Jahren entwickelte sich – so das dominante Narrativ – in den USA, angestoßen und inspiriert durch feministische Debatten eine Forschungsrichtung, die genau dies tat: ihren Fokus auf Männlichkeiten und Männer zu richten. Fragestellungen, die hier in den Fokus rückten waren zum Beispiel männliche Sexualität, Männlichkeit, Männer und Kriminalität; Vaterschaft und Familien; Männlichkeiten in Bildung und Erziehung; Männlichkeiten und Männer in Bezug auf Gesundheit, Sport; Militär und Polizei als männliche Institutionen etc.(vgl. Kimmel, Hearn, und Connell 2005). Entgegen dem in vielen wissenschaftlichen Debatten angelegten Androzentrismus, wurde hier der Fokus auf Männer und Männlichkeiten gerichtet, um diese als Gender, als Teil der Geschlechterverhältnisse, als dominante Position in Kultur, Politik, Ökonomie etc. greifbar und kritisierbar zu machen. Die Forscher*innen orientierten sich dabei an feministischer Forschung; sie taten dies zum einen aus (pro-)feministischen politischen Überzeugungen heraus, zum anderen, weil sie nicht umhin kamen, sich am wissenschaftlichen Vorsprung der feministischen Forschung zu orientieren. (vgl. Janshen 2000, 15)

Es gab seitens feministischer Forscher*innen Bedenken, dass die Etablierung einer vor allem von Männern ausgeübten kritischen Männerforschung sich bald „unter den Schutz großer hegemonialer Männerkulturen“ stellen könnte und somit feministische Forschung im Diskurs über Geschlechterverhältnisse bald marginalisieren könnte und letztlich einen anti-feministischen Duktus entwickeln würde (ebd.). Doch kam diese Kritik nicht nur von feministischen Aktivist*innen/Wissenschaftler*innen, sondern wurde auch ‚in den eigenen Reihen‘ der Männerforschung artikuliert. Jeff Hearn (1989) formuliert vor dem Hintergrund dieser Debatten *Prinzipien der Männer- und Männlichkeitsforschung*: (1) K Männlichkeits- und Männerforschung (KMMF) muss sich stets an feministischer Theorie orientieren, deren Autonomie respektieren und nicht versuchen einen Gegendiskurs zu etablieren. (2) KMMF sollte keine reine Männerdomäne sein, Kritik und Forschung von Feminist*innen ist ein wichtiges Korrektiv. (3) Die zentrale Aufgabe der KMMF ist eine Kritik der Praxis von Männern im Lichte feministischen Denkens, nicht eine Kritik von Feminismen, mit dem Ziel emanzipatorische Veränderungen herbeizuführen. (4) KMMF sollte transdisziplinär sein und auf verschiedene Forschungsmethoden zurückgreifen. (5) KMMF findet in einem maskulinistisch strukturierten institutionellen Setting statt. Androzentrismus prägt Subjektivierungsprozesse und Wissensbestände; es ist daher unabdingbar die Forschungspraxis einer radikalen, herrschaftskritischen Reflexion zu unterziehen. (6) Der profeministische Standpunkt der Forscher*innen sollte nicht an den Türen der Universitäten halt machen, sondern in Beziehungen und im ‚Privaten‘ fortbestehen. (vgl. ebd., 836f.)

3.2.1 Entwicklung des Forschungsfeldes

In den 1970er Jahren entwickelte sich in den USA eine vielbeachtete „Männerbewegung“, innerhalb welcher verschiedene Wege gesucht wurden, um auf die von der starken feministischen Bewegung angestoßenen Interventionen und Verunsicherungen zu reagieren. Es lassen sich dabei grob zwei Strömungen unterscheiden: „Die eine knüpfte an Protest- und Emanzipationsbewegungen an, die andere zielte primär auf die Lösung konkreter Alltagsprobleme v.a. von Männern“ – wie z.B. Beziehungen, Gewalt, Depressionen (Schölper 2008, 6). Profeministische Männer bezogen sich auf feministisches Denken, wiesen jedoch eine von manchen Feminist*innen vertretene „rigorose Differenzannahme“, nach welcher Männer lediglich als Problem und Gewinner der Geschlechterverhältnisse betrachtet werden, zurück. Sie erweiterten feministische Kritiken an patriarchalen Verhältnissen und nahmen Männer auf eine differenzierte Weise in den Blick. „Es wurden consciousness-raising groups und men’s center gegründet und landesweite Konferenzen veranstaltet. 1981 wird die National Organization for Changing Men (NOCM) gegründet, die 1990 in National Organisation for Men Against Sexism (NOMAS) umbenannt wurde.“ (ebd., 6) Diese Entwicklungen prägten wissenschaftliche Debatten über Männlichkeiten und Männer. Ein weiterer wichtiger Einfluss kam vom gay liberation movement, welches u.a. in den 1970er Jahren den Begriff ‚Homophobie‘ prägten und auf die strukturell verankerte, weit verbreitete Diskriminierung homosexueller Männer hinwiesen (vgl., ebd.).

Ein zentrales theoretisches Moment in der Entwicklung der KMMF ist die Formulierung einer Kritik der in den 1970/80er Jahren in verschiedenen Varianten verbreiteten Geschlechterrollentheorie. Diese begreift Geschlecht im Kern mit der Metapher eines Skripts und einer Schauspieler:in: sie unterscheidet zwischen einer Person und ihrer sozialen Rolle, welche mit einem vorgegebenen Set von Verhaltensweisen einhergeht. Das soziale Skript der Rolle wird strukturiert durch Erwartungen an die Person, durch Modelllernen; Abweichungen werden sanktioniert (vgl. Connell 1987, 47). Die negative Kritik einer rollentheoretischen Konzeption von Geschlecht bildet einen gängigen Ausgangspunkt, von dem sich Autor*innen der KMMF abstoßen, um von dort ausgehend neue Konzepte und Theorien zu entwickeln. Diese negative Abgrenzung wird bis heute als zentrales Merkmal des Feldes angeführt und fungiert in gewisser Weise als definitorisches Merkmal der KMMF (vgl. Connell 1987; Kimmel, Hearn, und Connell 2005; Meuser 1998). Die Kritik bezieht sich – ich beziehe mich exemplarisch auf Connell – auf die Machtblindheit des Konzepts, seine Fundierung in einer biologistischen Geschlechtertheorie, die Annahme eines normativen Standardmodells von Geschlecht und

damit einhergehende Blindheit für Widerstand sowie dessen Abwesenheit einer historischen Perspektive auf Geschlecht (Connell 1987, 47ff.).

Die Autor_innen des Sammelbandes *Handbook of Studies on Men and Masculinities* resümieren, dass das Feld der Männlichkeits- und Männerforschung keineswegs ein homogenes ist. Verschiedene Strömungen variieren stark in ihrem jeweiligen Rückbezug auf feministische Theorie und Forschung sowie in ihrer Macht- und Herrschaftskritik. Dies schlägt sich auch in den Diskussionen über die Frage nach der Selbstbezeichnung dieses Forschungsfeldes nieder. Einige Autor_innen schlagen vor von ‚Men’s Studies‘ zu sprechen. Die Autor_innen des Sammelbandes hingegen kritisieren die implizite Analogie zu ‚Women’s Studies‘ und die darin enthaltene symmetrische Gegenüberstellung. Während ‚Women’s Studies‘ ein politisches und epistemisches Projekt einer marginalisierten Gruppe darstellt, wirft Forschung über Männer und Männlichkeiten ihren Blick auf eine von durch diese Unterdrückung privilegierte Gruppe. Sie bevorzugen daher von ‚Studies of Men and Masculinities‘ oder ‚Critical Studies on Men‘ zu sprechen. Zwar handelt es sich auch hierbei um ein heterogenes Feld, doch lassen sich den Autor_innen folgend einige grundlegende Charakteristika ausmachen: (1) Der Fokus auf Männer ist explizit, nicht zufällig oder implizit; (2) ein theoretischer Bezug zu „feminist, gay, and other critical gender scholarship“ wird gesucht; (3) Männer und Männlichkeiten werden als explizit vergeschlechtlicht („gendered“) begriffen; (4) Männer und Männlichkeiten werden als konstruiert und (re-)produziert begriffen, nicht als ‚natürlich‘ oder Essenz; (5) Männer und Männlichkeiten werden als variabel „across time (history) and space (culture), within societies, and through life courses and biographies“ verstanden; (6) Männer werden als eingebettet in machtförmige Geschlechterverhältnisse begriffen; (7) diskursive und materielle Aspekte werden in die Analyse einbezogen; (8) Geschlecht wird als intersektional mit anderen sozialen Kategorien/Verhältnissen verwoben begriffen (Connell, Hearn, und Kimmel 2005, 2f.). Die Forschung ist notwendigerweise trans- oder interdisziplinär und reicht von Sozialwissenschaften über Psychologie, und Geschichte bis hin zu Kriminologie, Rassismusforschung und Militärforschung.

1987 markiert ein Jahr, in dem einige der grundlegenden Texte der englischsprachigen Männlichkeitsforschung erschienen sind. Hier erschienen die zum Teil bis heute die Debatten prägenden Werke von Raewyn Connell (1987), Jeff Hearn (1987), Micheal Kimmel (1987) und der Sammelband *The Making of Masculinities* (Brod 1987). Als zentrale Intervention in das bis damals durch rollentheoretische Zugänge geprägte Feld der Männlichkeitsforschung wird auch häufig der Aufsatz *Toward a New Sociology of Masculinity* (Carrigan, Connell, und Lee 1985) genannt, in welchem die Autor*innen auf die Relevanz von Binnendifferenzierungen

‚innerhalb‘ von Männlichkeiten hinweisen und eine Perspektive multipler Männlichkeiten stark machen, die Machtdifferenziale und Konstruktionsprozesse sowohl zwischen verschiedenen Männlichkeiten, als auch zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten in den Blick nimmt. Seitdem hat sich ein heterogenes, trans- und multidisziplinäres Forschungsfeld entwickelt. In den meisten sozialwissenschaftlichen Disziplinen gibt es heute Fachzeitschriften und Monographien zum Thema Männer und Männlichkeiten⁴. Ein Überblick über die Fülle des Feldes bietet die von Michael Flood 1992 begonnene, inzwischen bereits zum 20. Mal aufgelegte Online-Bibliographie *The Men's Bibliography* (2016).

3.2.2 Deutschsprachiger Raum

Männlichkeit wurde in den 1980er Jahren in deutschsprachigen Raum vor allem im Bereich der Populärwissenschaft, der Sozialpsychologie und im Rahmen autobiographisch orientierter Berichte thematisiert. In aufkommenden universitären Debatten nahm das Buch *Männerphantasien* von Klaus Theweleit (1978) eine herausragende Stellung ein. Es prägte die Debatten zu dieser Zeit maßgeblich und hatte unter anderem zur Folge, dass im deutschsprachigen Raum stärker als im englischsprachigen auf psychoanalytische Konzepte zurückgegriffen wurde. Auch in der *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer und Adorno 2016 [1947]), die Ende der 70er Jahre sehr populär war, wurde Männlichkeit im Rahmen einer freudomarxistischen Perspektive thematisiert und konnte somit gut in die Debatten eingebunden werden (vgl. Erhart 2016). 1984 kam es auf dem ‚Soziologentag‘ in der Sektion Frauenforschung zu einer intensiven Debatte feministischer Forscherinnen über Männer und Männlichkeiten, die sich über Jahre erstrecken sollte. In die Kritik geriet dabei der in der Frauenforschung gängige Blick auf Männer als ausschließlich Gewalttäter und der dem zugrunde liegende dichotomisierende Blick auf Geschlechterverhältnisse. Die Fragen, inwiefern politische Allianzen zwischen Feministinnen und Männern möglich seien und ob Männer Gegenstand feministischer Forschung sein könnten, wurden heftig debattiert. Letztlich wendeten sich einige feministische Forscher*innen dem Thema Männer zu: Ursula G.T. Müller konstatierte „[n]eue Männerforschung braucht das Land!“ und Ursula Müller (ihre ‚Namensvetterin‘) und Sigrid Metz-Göckel (Brigitte-Studie, 1986) widmeten sich den Perspektiven von Männern in einer großen empirischen Studie (vgl. Schölper 2008, 5). Insgesamt weitete sich der Fokus der feministischen Forschung von Frauen(-forschung) auf die Beforschung von Geschlechterverhältnissen aus (vgl. ebd.). In den 1990er Jahren wurden

⁴ Englischsprachige Zeitschriften: ‚Men and Masculinities‘, ‚Internationale Journal of Men's Health‘, ‚Journal of Men's Studies‘, ‚Psychology of Men and Masculinity‘, ‚Working with Men‘. Verschiedne Verlage publizieren Buchserien (Sage, Beacon, Routledge, Unwin Hyman, Zed).

vermehrt die soziologischen Debatten aus der englischsprachigen Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum rezipiert. Connells *Masculinities* (2005[1993]) erschien 1999 unter dem Titel *Der gemachte Mann* auf Deutsch. Michael Meuser bezog sich auf Connells Theorie und entwickelte diese weiter, indem er sie mit Bourdieus Konzept des *Habits* kombinierte. Meusers Habilitationsschrift mit dem Titel *Geschlecht und Männlichkeit* (Meuser 1998) ist heute eines der wichtigsten Referenzwerke der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung. In diesem resümierte Meuser, dass „hierzulande [...]die sozialwissenschaftliche Thematisierung des Mannes in seiner Geschlechtlichkeit noch in den Anfängen [steht]“ (ebd., 89). Doch das Forschungsfeld befindet sich im Wandel: seit Ende der 1990 Jahre hat die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen zugenommen, Netzwerke wie AIM Gender⁵ oder Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse⁶ haben sich etabliert; institutionell ist die Forschung jedoch bisweilen nur wenig abgesichert. Der Band *Männlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch* (Horlacher, Jansen, und Schwanebeck 2016) gibt einen guten Überblick über den aktuellen Stand der Debatten in verschiedenen Disziplinen - von Archäologie über Biomedizin und Kunst bis hin zu Soziologie.

3.3 Kritische Männlichkeits- und Männerforschung und Entwicklung

In diesem Abschnitt werde ich kurz argumentieren, warum ich es für angebracht halte, eine Masterarbeit zum Thema Männer und Männlichkeiten zum Abschluss meines Studiums am Institut für *Internationale Entwicklung* zu schreiben.

Auf der vierten ‚World Conference on Women‘ 1995 in Beijing rückten Männer in den Fokus von Debatten über Wege zu Geschlechtergerechtigkeit. Als potenzielle Partner im Kampf gegen Sexismus wurden sie aufgerufen, sich in reproduktive Arbeiten und Sorgearbeit zu involvieren und ihren Beitrag bei der Bekämpfung sexuell übertragbarer Krankheiten zu leisten. Ein Ausschnitt aus der auf dieser Konferenz hervorgehenden ‚Platform of Action‘: „The Platform for Action emphasises that women share common concerns that can be adressed only by working together and in partnership with men towards the common goal of gender equality around the world“ (United Nations 2001, 17) 2000-2001 startete UNAIDS eine weltweite Kampagne gegen HIV/AIDS mit dem Thema ‚Männer machen den Unterschied‘, um Männer als zentrale Akteure bei der Prävention des Virus/der Krankheit aufzurufen (Cornwall, Edström,

⁵ Siehe z.B. http://www.clio-online.de/site/lang__en/ItemID__1541/mid__10295/58/default.aspx (abgerufen am 14.07.2017). Die Website von AIM Gender www.ruendal.de/aim/gender.html ist zum Zeitpunkt der Formulierung dieses Textes nicht abrufbar.

⁶ <https://forummaenner1.wordpress.com/> (abgerufen am 14.07.2017)

und Greig 2011a). Weitere Policy-Debatten fokussierten Männer und Männlichkeiten im Kontext Kinderfürsorge – v.a. in ihrer Rolle als Väter und in Bezug auf Gesundheit. Anfang der 2000er Jahre gab es einige Autor_innen, die das Thema Männer und Männlichkeiten verstärkt in das Zentrum von Entwicklungsagenden rücken wollten. Es wurde argumentiert, dass Geschlecht zwar schon lange im Fokus von Entwicklungszusammenarbeit stand, doch dabei die Rolle von Männern oft ausgeblendet wurde. So konstatieren zum Beispiel Chant und Gutmann (2002)⁷:

Insofar as gender is still so often equated with women alone, the move from Women in Development to Gender in Development has changed very little. Men as human category have always been present, involved, consulted, obeyed and disobeyed in development work. Yet men as a gendered category in a feminist sense – involving unequal power relations between men and women and between men – have rarely been drawn into development programs in any substantial way.

Die Autor*innen des Sammelbandes *Men and Development* (Cornwall, Edström, und Greig 2011b) heben diese Entwicklungen positiv hervor, stellen jedoch fest, dass die Perspektive auf Männer im Entwicklungsdiskurs häufig einige Probleme aufweist. So werden trotz der konzeptuellen Angebote der Männlichkeitsforschung häufig biologistische Konzepte von Männlichkeit und Männern verwendet und insgesamt heteronormative Grundannahmen nicht hinterfragt. Zudem werden zwar Männern und Männlichkeiten häufig in Bezug auf deren Hegemonie verhandelt, jedoch selten die Kehrseite dieser Hegemonie innerhalb der Geschlechterverhältnisse zwischen Männern/Männlichkeiten in Betracht genommen: unterdrückte und marginalisierte Männlichkeiten und deren Intersektionen mit Rassismen, Klassenverhältnissen etc. (vgl. 6f.)

Dieser explizite Fokus auf Männlichkeiten und Männer im Entwicklungsdiskurs ist jedoch m.E. nicht der entscheidende Grund, warum es Sinn macht sich im Rahmen eines Studiums der kritischen Entwicklungsforschung mit dieser Thematik zu beschäftigen. Feministische, post- und dekoloniale Autor*innen haben immer wieder darauf hingewiesen, dass Kolonialismus und Nord-Süd-Beziehungen intrinsisch verknüpft sind mit patriarchalen Geschlechterverhältnissen, dass Diskurse über die ‚Dritte Welt‘ diese als das ‚Andere‘ des Westens darstellen und dabei rassistische und sexistische Imaginationen (re-)produzieren und dass globale ökonomische und politische Beziehungen entlang dieser sozialen Kategorisierungen strukturiert sind (McClintock 2013; Mies 1988; Spivak 2011). Diskurse über Entwicklung, Entwicklungspraxen

⁷ Vgl. außerdem Cleaver (2002)

und Nord-Süd-Beziehungen im weiteren Sinne kommen vor dem Hintergrund des (post-)kolonialen Erbes nicht umhin in Diskursen und Institutionen zu agieren und von Subjektpositionen aus zu sprechen und zu handeln, die durch diese Jahrhunderte alte und gewaltvolle Geschichte geprägt sind. Als Entwicklungsforscher*in im globalen Norden zu agieren bedeutet in Kompliz*innenschaft mit diesem postkolonialen Erbe zu stehen. Dazu können zählen: ökonomische Sicherheiten, kulturelles Kapital, das ‚Zuhause-sein‘ in hegemonialen Wissenskulturen etc. Infolge dessen ist es grundlegend die eigene Position immer wieder ein kritischen Reflexion zu unterziehen: „Die Auseinandersetzung mit der privilegierten Stellung des eigenen Wissens darf deshalb das historische Erbe und den politischen, ökonomischen und sozio-kulturellen Einfluss des Kolonialismus nicht ausklammern, sondern muss diesen als inhärenten Bestandteil jeglicher Entwicklungspraxis anerkennen.“ (Pfeffer und Klappeer 2012, 56). Diese privilegierte Stellung der eigenen Position und des eigenen Wissens ist intersektional strukturiert; ein Aspekt davon sind Geschlechterverhältnisse und die Privilegierung von Männlichkeit und maskulinistischen Diskursen - darauf haben feministische Arbeiten zu Epistemologien hingewiesen (Haraway 1988; Hill Collins 2000; Singer 2005). So fasse ich die soziale Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeiten und patriarchalen Verhältnissen als einen Aspekt einer „hyper-self reflexive“ (Kapoor 2004) Entwicklungsforschung, die sich immer wieder vor dem Hintergrund der eigenen Kompliz*innenschaft reflektiert.

3.4 Die Autor*innen

Bevor ich mich der Auseinandersetzung mit den Theorien über Männlichkeiten und Männer widme, möchte ich in diesem Kapitel einen Blick „hinter die Kulissen“ der Texte werfen. Wer hat sie geschrieben? In welchem Kontext wurden sie produziert? Welche epistemischen und sozialen Positionen nehmen ihre Autor*innen ein? Um diesen Fragen nachzuspüren, werde ich die zu untersuchenden Theorien in den folgenden Abschnitten in den Biographien und dem politischen und wissenschaftlichen Schaffen ihrer Autor*innen verorten.

3.4.1 Raewyn Connell

Raewyn Connell wurde 1944 in Melbourne, Australien geboren. Ihre irischen, schottischen und walisischen Vorfahren kamen im Zuge der britischen Kolonisierung nach Australien. Connell studierte an der Universität von Melbourne bis zum BA und ging dann an die Universität von Sydney, wo sie ihren PhD erhielt. 1976 erhielt Connell eine Professur am Fachbereich für Soziologie der Macquarie Universität, den sie in den darauf folgenden Jahren gemeinsam mit

einigen Kolleg_innen aufbaute, stets bemüht um demokratisch-kollektives intellektuelles und administratives Arbeiten sowie eine kritische wissenschaftliche Perspektive. 1990 lehrte und forschte Connell für kurze Zeit an der University of California in Santa Cruz und kehrte kurz darauf nach Australien zurück, um dort eine Professur an der University of Sydney anzunehmen – zunächst für ‚Education‘, später für Soziologie. Connells wissenschaftliche Tätigkeiten waren stets begleitet von ihrem Engagement in politischen Kämpfen – sie war u.a. Ende der 1960er Jahre involviert in studentische Kämpfe um demokratischere Universitäten, war politisch in der ‚New Left‘ aktiv und unterstützte während ihrer gesamten Karriere gewerkschaftliche Arbeit in Universitäten. Connell war lange Mitglied der australischen Labour Party – bis diese sich neoliberalen Politiken annäherte – und beteiligte sich an Strategiedebatten der Arbeiter*innenbewegung. Sie war zudem in der Friedensbewegung und feministischen Gruppen aktiv.⁸

In den 1970er Jahren, also inmitten des Kalten Krieges, publiziert Connell zu Klassentheorie und Klassenherrschaft. In *Ruling Classe, Ruling Culture* setzt sich Connell (1977) kritisch mit verschiedenen Klassentheorien auseinander und beschäftigt sich mit Aspekten von Klassenherrschaft in Australien. Sie argumentiert, dass Klasse eine höchst relevante soziale Kategorie im Australien der 1970er Jahre darstellt und zeigt auf wie ideologische Perspektiven auf ‚Klasse‘ in Massenmedien und Kultur zementiert werden. In *Class Structure in Australian History* zeichnen Connell und Terry Irving (1980) wie sich klassenbasierte Ausbeutung, Privilegien und Kämpfe durch die 200 jährige Geschichte des australischen Siedlungskolonialismus hindurchziehen. Zur Zeit dieser Publikationen begann Connell Fragen von Klasse und Geschlecht zusammenzudenken. Connell dazu auf ihrer Website:

[...] I became involved in the research on sexuality [...], learning how class realities shaped men's sexual lives and how the negotiated poverty or class exclusion. In other research about the same time, I was learning how class trajectories shaped the construction of masculinities. (Connell o. J.)

In *Making the Difference* und *Teachers' Work* geht Connell (1982, 1985) der Frage nach wie Klassen- und Gender-Hierarchien im Alltag in Schulen (re-)produziert werden. Im Jahr 1987 dann legt Connell mit *Gender and Power* eine umfassende Geschlechtertheorie vor. Sie argumentiert dort ausgiebig gegen Geschlechtertheorien, die auf reduktionistischen Biologismen basieren und gegen damals populäre Geschlechterrollentheorien. In Auseinandersetzung mit einer Vielzahl feministischer Perspektiven entwickelt Connell eine

⁸ Die biographischen Angaben in diesem Unterkapitel basieren, wenn nicht anders angegeben, auf Connells website http://www.raewynconnell.net/p/about-raewyn_20.html (zuletzt abgerufen am 07.07.2017)

Theorie, die Geschlecht als gesellschaftliches Strukturmerkmal begreift, welches nicht auf eine einzige Basis zurückzuführen sei, sondern durch eine komplexe Dynamik aus Arbeitsteilung, Hierarchisierung und tiefenpsychologisch-emotionalen Strukturen in verschiedenen Institutionen wie dem Staat oder der Familie (re-)produziert wird und stets in Wechselwirkung mit Klasse und Rassismus zu denken ist. In einem Kapitel dieses Buches entwickelt Connell (1987, 183–90) das schon in früheren Publikationen (Carrigan, Connell, und Lee 1985) angedachte Konzept multipler Männlichkeiten bzw. hegemonialer Männlichkeit.

Connell ist eine der bekanntesten und meistzitierten Autor_innen des Feldes der Männlichkeitsforschung, welches sie durch Publikationen und Vernetzung maßgeblich prägte. Connells Buch *Masculinities* (2005 [1995]) – auf deutsch erschienen als ‚Der gemachte Mann‘ (2015 [1999]) – ist vermutlich das bekannteste Werk der Männlichkeitsstudien. Das Konzept der multiplen Männlichkeiten und der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ hat in den Debatten der kritischen Männlichkeitsstudien heute selbst hegemonialen Status (Hearn 2004). Seit Mitte der 1980er Jahre hat Connell empirische Pionierarbeit geleistet, Konzepte weiterentwickelt und Fragen über Männlichkeit mit den Themen Bildung, Gesundheit und Gewalt(prävention) verknüpft.

Zudem hat sich Connell ausgiebig mit Epistemologien und Fragen von Intellektualität und Macht auseinandergesetzt. Vor dem Hintergrund einer (post-)kolonial strukturierten globalen Wissensökonomie, welche sich in der universitären Wissensproduktion in einer massiven Dominanz von Theorien, Wissensbeständen, Publikationsorganen und Institutionen des Globalen Nordens niederschlägt, hat Connell sich im Rahmen vieler Reisen und Vernetzungen darum bemüht, Theorien aus dem Globalen Süden zugänglich zu machen und diese als wichtige Ergänzung und Korrektur zum Wissensfundus des Globalen Nordens stark gemacht. In ihrem Buch *Southern Theory* (Connell 2007) beschäftigt sich Connell mit Intellektuellen und Theorien aus dem Globalen Süden und erkundet mögliche Wege in Richtung einer globalen Wissensdemokratie. Connells Arbeiten wurden in 18 Sprachen übersetzt und wurden vor allem in akademischen Kontexten rezipiert.

Connell bezeichnet sich als transsexuelle Frau. Ihre ‚formale Transition‘ hat sie erst in relativ hohem Alter vorgenommen. Frühe Arbeiten publizierte sie unter dem Namen Bob Connell, dann lange Zeit geschlechtsneutral als R.W. Connell. Wie ich in Kapitel 8 zeigen werde, ist das

Thema Transsexualität⁹ und besonders die Erfahrungen transsexueller Frauen, vor allem in jüngeren Texten, ein weiteres wichtiges Thema für die Autorin.

Ich werde mich in dieser Arbeit primär mit Connells Arbeiten zu Geschlechterverhältnissen und Männlichkeiten auseinandersetzen. In den Kapiteln sieben und acht werde ich mich zudem auf einige von Connells Arbeiten zu postkolonialen Machtverhältnissen, Wissenspolitiken und Transsexualität beziehen.

3.4.2 *Jeff Hearn*

Jeff Hearn wurde 1947 in Woolwich, London geboren und lebte die meiste Zeit seiner Kindheit in dem nahe gelegenen Charlton – beides waren damals Arbeiter*innenviertel. Im Alter von 18 Jahren begann Hearn in Oxford zu studieren. Er schreibt über diese Zeit: „And there I met, encountered for the first time, upper class boys and young men. There I struggled to make sense of the class privilege of Oxford and my own working-class cultural background [...] (Hearn 2015a, 31). In diesem Kontext setzte sich Hearn intensiv mit marxistischem Denken und Politik auseinander. Er studierte dort Geographie, Stadtplanung und Soziologie und wechselte später zur Leeds University, wo er Organisationswissenschaften studierte. Daraufhin begann Hearn als Lektor an der Bradford University zu arbeiten, wo er dann auch seinen PhD im Bereich Sozialplanung, Sozialtheorie und Patriarchatstheorien absolvierte. Parallel dazu begann Hearn sich für das Thema ‚Men and Masculinities‘ zu interessieren. In einem autoethnographischen Text beschreibt Hearn sein entstehendes Interesse an der Thematik folgendermaßen:

I usually begin this story in 1978; I was living with my then partner and three young children, very concerned about the many messages of feminism, and particularly conscious of most men's avoidance of care for children. Indeed most men who seemed sympathetic to feminism seemed to me to be unconcerned about the facts and labour of child care. From this, I became involved in the founding of two new groups that were centrally concerned with social change around gendered power relations – one a mixed-group campaigning for more provisions for under-fives, their mothers and other carers; the other a men's group that was broadly anti-sexist and broadly focused on consciousness-raising. The men in these groups came from outside Bradford. These and other similar personal-political initiatives became my political home; I have been involved in numerous anti-sexist, profeminist campaigns and groups since. In 1978 I began writing on men as a personal-political account of being at the birth of my third child. This writing coincided with an ongoing interest in work, careers and gender, planning and theorizing patriarchy. One of my early pieces of writing – a short book on men's and my relationship to Birth and Afterbirth (1983) written for personal and political reasons – was used by a university colleague in teaching on Human Development

⁹ Den Begriff der Transsexualität wählt Connell als Selbstbezeichnung und führt dies auch theoretisch aus (vgl. Kapitel 8)

and Socialization! My personal/political interest was being academicized by myself and others, and I've continued since to research, write and publish on "men and masculinities". (Hearn 2015, 36f.)

Hearn hat seit dem Erscheinen von *Birth and Afterbirth* kontinuierlich zum Thema Männer und Männlichkeiten publiziert. Neben diesem Fokus liegen seine Forschungsinteressen in der Organisations- (vgl. u.a. Hearn und Parkin 1995) und Gewaltforschung (vgl. u.a. Hearn 1998), mit welchen er sich stets in Zusammenhang mit Geschlecht und einem kritischen Fokus auf Männer beschäftigt. 1995 erhielt Hearn eine Professur an der Faculty of Social Sciences an der Manchester University. Seit den späten 1990er Jahren lebt er in Finnland, wo er zunächst als Professor für Soziologie an der Oslo University arbeitete. Heute hat Hearn eine Professur für Gender Studies an der Örebro University in Schweden, eine Professur für Soziologie an der University of Huddersfield (UK) und lehrt als Professor Emeritus an der Hanken School of Economics in Finnland (Hearn o. J.).

Jeff Hearn ist eine der prägenden Figuren des englischsprachigen *Critical Studies on Men and Masculinities* (CSMM). So hat er gemeinsam mit Raewyn Connell und Micheal Kimmel das *Handbook on Studies of Men and Masculinities* herausgegeben, welches eine Rückschau über die Entwicklungen des Feldes darstellt und zentrale Problemfelder und Debatten beleuchtet und diskutiert (Kimmel, Hearn, und Connell 2005). In den letzten Jahren gilt Hearn's Forschungsinteresse Transnationalisierungsprozessen in Bezug auf Geschlechterverhältnisse und patriarchale Machtverhältnisse – in diesem Zusammenhang arbeitet er mit Autor*innen aus verschiedenen Weltregionen, um so Perspektiven aus diversen sozialen und epistemischen Positionen zu bündeln und miteinander in Kommunikation treten zu lassen (vgl. u.a. Hearn 2015; Hearn und Pringle 2006; Ruspini u. a. 2011). Hearn's theoretische Entwicklung lässt sich gut anhand dreier Publikationen nachzeichnen: In dem Buch *The Gender of Oppression* (Hearn 1987) entwickelt er eine theoretisch-politische Analyse von Männern als Klasse, wobei er feministische und marxistische diskutiert und kombiniert; In *Men in the Public Eye* (Hearn 1992) geht Hearn historischen Entwicklungen des Patriarchats im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert nach; in *Men of the World* (Hearn 2015a) erweitert Hearn diese Perspektive in Bezug auf Transnationalisierungsprozesse und greift auch verstärkt auf postkoloniale, queere, posthumanistische u.a. Konzepte zurück; mit dem Ziel eine materialistisch-diskursive Perspektive, welche die Stärken von materialistischen und poststrukturalistischen Ansätzen miteinander vereint, zu entwickeln. Hier bezeichnet Hearn diese drei Bücher als „Trilogie“ (ebd., XIV).

Mich im Rahmen dieser Arbeit mit den Texten von Jeff Hearn zu beschäftigen ist aus mehreren Gründen interessant. Zum einen kann Hearn als Vermittler zwischen theoretischen Positionen verstanden werden, der – anstatt Polarisierung zu suchen – bemüht ist verschiedene theoretische Perspektiven miteinander zu vermengen, um so zu einer vollständigeren Perspektive zu gelangen. Zum anderen tritt Hearn häufig als Kritiker von Connells Konzept der ‚hegemonialen Männlichkeit‘/‘multipler Männlichkeiten‘ auf: in einem zentralen Aufsatz namens *From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men* (Hearn 2004) macht Hearn eine Perspektive stark, die neben der Frage: „welche Männlichkeit ist hegemonial?“ stets die Frage „warum ist Männlichkeit/sind Männer überhaupt als soziale Gruppe in einer hegemonialen Position?“. Es ist daher für eine Theoriediskussion sehr interessant die Positionen Hearn und Connells miteinander zu verhandeln und aus den Debatten zu lernen. Meinen Hauptfokus werde ich auf die oben erwähnte ‚Triologie‘ (Hearn 1987, 1992, 2015a) und Hearn Kritik am Konzept der hegemonialen Männlichkeit (v.a. Hearn 2004); zudem werde ich mich gelegentlich auf weitere Artikel beziehen, wenn diese die Argumentation erhellen.

3.4.3 Michael Meuser

Michael Meuser studierte Erziehungswissenschaft, Soziologie und Politische Wissenschaft an der Universität Bonn, wo er später auch seine Promotion zum Dr.phil. anfertigte. Im Jahr 1984 trat er eine Stelle in einem Forschungsprojekt an der Universität Bremen an, welches sich mit der Implementation von Gleichstellungspolitik in der öffentlichen Verwaltung und in diesem Rahmen mit dem Thema Geschlecht und Geschlechterverhältnisse auseinandersetzte. Im Rahmen der Arbeit an diesem Projekt setzte sich Meuser verstärkt mit Geschlechtertheorie auseinander, was ihn dann auch zur – im deutschen Raum kaum präsenten – Männlichkeitsforschung führte. Dazu Meuser in einem Interview:

Im Rahmen dieses Projektes habe ich mich in den Stand der Geschlechterforschung mehr und mehr eingearbeitet und bin so zu der Einschätzung gekommen, dass in der deutschen Geschlechterforschung – damals Ende der 1980er Jahre, Anfang der 1990er Jahre – das Thema Männlichkeit so gut wie nicht präsent gewesen ist. Es gab einige Befragungen von Männern in ihren Einstellungen bezogen auf Aspekte des Geschlechterverhältnisses, zum Beispiel zwei Umfragestudien von Helge Pross und von Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller, aber es gab keine im eigentlichen Sinne ausgeprägte Männlichkeitsforschung. Das Thema Männlichkeit war im Grunde kaum präsent in der damaligen Geschlechterforschung, und das hat mich dann dazu bewogen, dies genauer zu betrachten. Konkret habe ich damals in Bremen einen Antrag auf Forschungsförderung entwickelt, der dann bei der DFG [Deutsche Forschungsgesellschaft] eingereicht wurde und erfreulicherweise bewilligt wurde – zum Thema kollektive Orientierung von Männern im Wandel des Geschlechterverhältnisses, aus dem dann letztendlich meine Habilitationsschrift hervorgegangen ist. So bin ich zur Männlichkeitsforschung gekommen, aus einer Einschätzung heraus, dass

es sich um einen Gegenstand handelt, der in der damaligen Zeit deutlich unterbelichtet gewesen ist.
(Lengersdorf und Meuser 2014, 25)

Die besagte Habilitationsschrift wird 1998 unter dem Titel *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (Meuser 1998) veröffentlicht. Das Buch stellt eines der zentralen Referenzwerke der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung dar. Inzwischen liegt es in der dritten Auflage vor und Michael Meuser gilt als Leitfigur der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung. Diese Stellung Michael Meusers kann durch einige Publikationen illustriert werden: In der Zeitschrift *Erwägen, Wissen Ethik*, in deren Ausgaben verschiedene Perspektiven zu einem Gegenstand der Sozialforschung dargestellt und diskutiert werden, stellt Michael Meuser den Leitartikel, welcher als Grundlage der Debatte dient (Meuser 2010). Der Sammelband *Blickwechsel: Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung* (Janshen 2000) will das Spannungsverhältnis zwischen feministischer Forschung und Männlichkeitsforschung beleuchten – auch hier repräsentiert Meuser die deutschsprachige Männlichkeitsforschung. Im kürzlich erschienenen Band *Männlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch* (Horlacher, Jansen, und Schwanebeck 2016) leitet Meuser als Experte in den Stand soziologischer Perspektiven zur Männlichkeitsforschung ein. Diese Bedeutung Meusers für die Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum veranlasste mich dazu, mich im Rahmen dieser Arbeit mit Meusers Arbeiten zum Gegenstand auseinanderzusetzen.

Meusers Zugang zu Männlichkeiten ist in vielerlei Hinsicht inspiriert durch die schon früher ansetzenden englischsprachigen Debatten zu Männlichkeit. So setzt er sich in *Geschlecht und Männlichkeit* (Meuser 1998) mit den Zugängen von Jeff Hearn und Raewyn Connell auseinander und formuliert sein Konzept des *männlichen Habitus* durch eine theoretische Kombination der Arbeiten Connells mit ethnomethodologischen Arbeiten und dem Werk von Bourdieu. Neben diesen Einflüssen ist Meusers Denken geprägt von einem v.a. an Karl Mannheim angelehnten wissenssoziologischen Zugang und einer Perspektive rekonstruktiver Sozialforschung, welche sich durch eine konsequente Rückbeziehung theoretischer Arbeit auf empirische Forschung auszeichnet (vgl. Lengersdorf und Meuser 2014). Neben Arbeiten zu Männlichkeit hat Meuser ausgiebig über Methoden der Sozialforschung publiziert – noch häufiger als seine Arbeiten zu Männlichkeiten werden seine Ausführungen über Expert_inneninterviews zitiert (vgl. z.B. Meuser und Nagel 2002). Weitere Forschungsschwerpunkte bilden Wissenssoziologie, Soziologie des Körpers und Politische Soziologie.

Ich werde mich im Rahmen dieser Arbeit vor allem mit Meusers Arbeiten zu Männlichkeit und Geschlecht auseinandersetzen. In Kapitel fünf verweise ich zudem kurz auf einen Text zum Thema Soziologie des Körpers, da dieser sich konzeptuell in Meusers Perspektive auf vergeschlechtlichte Körper einreicht und seine Argumentation diesbezüglich zu verdeutlichen vermag.

4 Zur Theoretisierung des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft

Theorien über Geschlecht rekurren notwendigerweise in irgendeiner Form auf das Verhältnis zwischen Körper und Gesellschaft – sei es implizit oder explizit. In diesem ersten Kernkapitel dieser Arbeit werde ich darstellen wie Connell, Hearn und Meuser das Verhältnis von Körper und Gesellschaft konzeptualisieren und lege somit eine Grundlage, um weiter unten auf die Konzeptualisierung von Männlichkeiten einzugehen. In den Fokus rückt dabei die Frage, in welche Richtung Determination gedacht wird: Körper --> Gesellschaft; Gesellschaft --> Körper oder komplexere Formen der Wechselwirkung; oder wird diese dualistische Konzeption insgesamt verworfen? Am Ende des Kapitels werde ich die verschiedenen Ansätze zueinander in Bezug setzen und einige Aspekte diskutieren.

4.1 Connell: Geschlecht, der Körper und das Soziale

Mit ihrem Verständnis des Verhältnisses von Körpern und Gesellschaft stößt sich Connell explizit von biologistischen (der Körper als Geschlechterdifferenz produzierende ‚Maschine‘), konstruktivistischen (der Körper als ‚Leinwand‘, die durch die Kultur beschrieben wird) und Ansätzen, die diese beiden additiv miteinander verknüpfen, ab (vgl. Connell 2013, 80).

„The social is radically unnatural. [...] Its structure can never be deduced from natural structures.” (Connell 1987, 78) Das heißt jedoch nicht, dass es keine Verbindung zwischen Sozialem und der Natur gäbe. Die Natur, bzw. das Vorsoziale sind Gegenstand menschlicher Praxis, z.B. in Form von Arbeit oder Aneignung. Die Eigenschaften dieser Gegenstände spielen für diese Praxis jedoch eine zentrale Rolle: „We do not offer coffee to a tree, nor try to paint with sawdust.“ (Connell 1987, 78). Der Fehler reduktionistischer Argumente liegt darin menschliche Praxis direkt aus ‚vorgesellschaftlichen‘ Eigenschaften von Objekten ableiten zu wollen. So wird zum Beispiel von vereinfachenden evolutionsbiologischen Ansätzen argumentiert, wenn Geschlechtspraxis auf Hormonspiegel oder Genetik zurückgeführt wird. Connell hingegen begreift menschliche Praxis als Transformationsprozess, dessen Resultat die *Negation* des Ausgangsmaterials ist – wobei dessen Eigenschaften zwar *relevant* sind, jedoch nicht einzig ausschlaggebend. Die Negation oder Transformation bezieht sich nicht nur auf das Biologische, sondern hat als Ausgangspunkt die Produkte vergangener Praxis – das vorhandene ‚biologische‘ Material ist also immer auch gesellschaftlich vermittelt.

Bezogen auf Geschlecht bedeutet dies: „The social practices that construct gender relations do not express natural patterns, nor do they ignore natural patterns; rather, they negate them in practical transformation.” (Connell 1987, 79) Geschlecht wird somit als historischer Prozess verstanden, der auf biologische Eigenschaften des Körpers rekurriert, dessen Gegenstand jedoch nie ausschließlich biologisch, sondern immer auch sozial determiniert ist. Das Spezifische an diesem historischen Prozess namens Geschlecht ist, dass er sich in irgendeiner Weise auf *reproduktive* Prozesse bezieht.

Um diesen Punkt zu verdeutlichen, unterscheidet Connell analytisch zwischen der Ebene der biologischen Eigenschaften menschlicher Körper und der Ebene derer Vergesellschaftung. Auf der Ebene der Körper ist – entgegen hegemonialer Diskurse „[d]ie insgesamt bestehende psychologische Ähnlichkeit von Männern und Frauen [...] eine der am besten gesicherten Verallgemeinerungen in den Humanwissenschaften“ (Connell 2013, 96). Um dies zu belegen – nicht nur die Psychologie betreffend – bemüht Connell eine große Menge empirischer Untersuchungen. Dennoch bestehen, so Connell, körperliche Unterschiede zwischen Menschen. Bezogen auf Geschlecht sind hierbei reproduktive Unterschiede hervorzuheben, die den Prozess der Reproduktion des Lebens prägen: Nur manche bzw. nicht alle Körper können Kinder gebären, Samen produzieren, stillen; die Körper von Kleinkindern sind, um zu überlegen, auf Fürsorge angewiesen; Sex ist eine zentrale Technologie der Fortpflanzung und diese erfordert (geschlechtlich) differenzierte Körper, denn die genetische Information eines Menschen setzt sich zur Hälfte aus einer Eizelle und zur anderen Hälfte aus einem Spermium zusammen.¹⁰ Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einem ‚Dimorphismus‘ – die Tatsache, dass eine Spezies sich zweigeschlechtlich und sexuell fortpflanzt. Dieser Dimorphismus ist (bei Menschen, aber wohl nicht nur) jedoch nur tendenziell vorhanden. Es gibt sowohl diverse Menschen, deren Körper sich chromosomal, hormonal oder in Bezug auf ihre inneren und äußeren Geschlechtsmerkmale nicht in dieses Schema einordnen lassen; zudem verändern sich Körper im Laufe eines Lebens stark und in bestimmten Lebensabschnitten kommen Unterschiede weniger, in anderen mehr zum Tragen. Jenseits der Fortpflanzungsorgane (die auch für ganz andere Dinge eingesetzt werden können) unterscheiden sich ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Körper zwar erheblich, jedoch sowohl intra- als auch interkategorial. In Bezug auf Größe heißt dies zum Beispiel, dass tendenziell zwar

¹⁰ Welche Technologien der Reproduktion in einer Gesellschaftsformation (primär) zum Einsatz kommen, variiert historisch gesehen. Technische Errungenschaften in der Reproduktionsmedizin haben das Potenzial die Reproduktion menschlichen Lebens radikal zu verändern. Die Beschreibung der relevanten körperlichen Eigenschaften ist somit nicht transhistorisch zu verstehen, sondern als zeitlich-räumlich begrenzte Bestandsaufnahme.

„Männer“ größer sind als „Frauen“; es gibt jedoch viele „Frauen“, die größer sind als „Männer“. Es liegt hier viel näher von einem Kontinuum zu sprechen, also von zwei distinkten Gruppen (vgl. Connell 2013, 78).

Die Betonung der Geschlechterdifferenz, wie sich gesellschaftlich vorgenommen wird, lässt sich keineswegs aus den biologischen Merkmalen ableiten. In vielen Fällen stehen körperliche Merkmale und die sozialen Kategorien „Mann“ und „Frau“ in einem widersprüchlichen Verhältnis. Dies kann zum Beispiel anhand der immensen Anstrengungen illustriert werden, die aufgewendet werden, um bestimmten vergeschlechtlichten Körper- und Schönheitsidealen zu entsprechen (diese umfassen Medien, Kosmetik- und Sportindustrie, operative Eingriffe und auch Selbsttechnologien wie Trainings- und Diätpläne). Um also die binären sozialen Kategorien „Mann“ und „Frau“ (oder andere soziale Geschlechterkategorien) mit gemeinsamen Identitäten und Interessen zu verstehen, bedarf es einer zweiten (Praxis-)Ebene, der Ebene der Vergesellschaftung, welche die heteronormative Geschlechtsordnung mit genau zwei Geschlechtern und eine Form der Solidarität innerhalb der Geschlechterkategorien produziert. Wie genau und ob dies geschieht ist historisch spezifisch und somit Wandlungsprozessen unterworfen: Männlichkeiten und Weiblichkeiten werden rekonstruiert, neue Formen werden dominant, neue Geschlechterkategorien werden geschaffen. Die Aufrechterhaltung der Geschlechterdifferenz bedarf großer sozialer Anstrengungen – dies umfasst Kleidungsindustrie, Bildungseinrichtungen, Wissenschaften, Religion, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Betonung der Differenz auf der zweiten Praxisebene kann keineswegs als Verstärkung der ohnehin existierenden biologischen Unterschiede verstanden werden; sie muss sich vielmehr den „biologischen“ Tatsachen (körperliche und sexuelle Vielfalt) zum Trotz bewähren, um die sozialen Geschlechterkategorien aufrechterhalten zu können. (Connell 1987, 80)

Körper sind immer in irgendeiner Form Teil dieses Prozesses. Sie sind dabei sowohl Gegenstand sozialer Praxis als auch Handelnde. „Die Praktiken, an denen die Körper beteiligt sind, bilden soziale Strukturen und persönliche Entwicklungslinien, die ihrerseits die Bedingungen für neuerliche Praktiken darstellen, die sich an Körper richten und diese einbeziehen.“ (Connell 2013, 98) Die Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Körper bezeichnet Connell als *soziale Verkörperung*, menschliche Praxis als *körperreflexives Handeln* – also menschliches Handeln, in dem Körper sowohl Handelnde als auch Objekte sind. Im Zuge der sozialen Verkörperung werden Körper verändert; offensichtliche Beispiele für diesen Prozess sind der Rückgang von Geburten in der westlichen Welt, die zunehmend steigende Lebenserwartung, das Aufkommen neuer Krankheitsformen etc. Soziale Verkörperung existiert nicht nur in Bezug auf Geschlecht, sondern auch hinsichtlich anderer Verhältnisse. Die

Besonderheit von Geschlecht liegt „im Bezug auf die körperlichen Strukturen und Prozesse der menschlichen Reproduktion.“(Connell 2013, 99)

Wie ist dies zu verstehen? Menschliche Reproduktion umfasst eine Vielzahl an Praktiken, wie Geburt, Kinderversorgung, sexuelle Interaktion. Hierbei werden die Fähigkeiten menschlicher Körper eingesetzt, um neues menschliches Leben zu schaffen. Biologische Merkmale der Körper sind hierbei ein zentraler Bestandteil, der Prozess lässt sich jedoch bei weitem nicht auf sie reduzieren; die Geburt eines Kindes und Elternschaft/Erziehung sind zum Beispiel hoch komplexe soziale Prozesse. Die körperlichen Fähigkeiten und die Praktiken, die zur Reproduktion eingesetzt werden, nennt Connell *reproduktive Arena*. Hier findet die gesellschaftliche Bearbeitung der Tatsache statt, dass Menschen sich (bislang, vor allem) sexuell fortpflanzen. Hier findet die Schaffung der sozialen Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ statt. Connell betont den Unterschied zwischen dieser Perspektive und einer, die den Körper als ‚biologische Grundlage‘ begreift. Worin liegt der Unterschied?

„Geschlechtliche Reproduktion verursacht keine Geschlechterpraxis und schafft noch nicht einmal eine Vorlage dafür. Es gibt zahlreiche Bereiche, in denen es zu stark durch Geschlecht beeinflussten Verhaltensweise kommt, die aber nicht den geringsten logischen Bezug zur geschlechtlichen Reproduktion haben (Fußball, Schuh-Design, *futures*-Märkte, lesbische Sexualität, Handel-Oratorien, die Berufung von Bischöfen ...) Wir mögen eine von zahlreichen Arten sein, die sich geschlechtlich reproduzieren, aber wir sind die einzige, die komplexe, historisch veränderlich soziale Strukturen hervorgebracht hat, in denen diese reproduktive Fähigkeit zur Anwendung kommt und transformiert wird. Geschlecht (gender) ist geradezu eine der erstaunlichsten, exklusiven Eigenheiten unserer Spezies.“(Connell 2013, 100)

Wie lässt sich der Bezug so verschiedener Bereiche wie Fußball und Opern zur Reproduktion des Lebens denken? Connell argumentiert, dass aus der Tatsache heraus, dass menschliches Leben sich sexuell reproduziert und ohne diese Reproduktion die Gattung ‚Mensch‘ sehr schnell zu Grunde gehen würde, die Kategorie Geschlecht einen so zentralen Stellenwert im strukturellen Repertoire einer Gesellschaft einnimmt. Nicht jede von Geschlecht strukturierte soziale Praxis steht in einem direkten Zusammenhang mit der sexuellen Reproduktion; diese bildet jedoch den *Fluchtpunkt* aller Geschlechterprozesse. Um den kompletten Bereich des sozialen Lebens, der mit der reproduktiven Arena verkoppelt ist und durch diesen Zusammenhang strukturiert wird zu greifen, führt Connell den Begriff der *Geschlechter-Domäne* oder auch der *Geschlechterverhältnisse* ein. Geschlechterverhältnisse strukturieren häufig solche körperlichen Praktiken, die auf einer biologischen Ebene keineswegs geschlechtlich differenziert sind, sondern eher gemeinsame Fähigkeiten verschiedener Geschlechter betreffen. Zum Beispiel ist eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, in der

bestimmte Tätigkeiten tendenziell vor allem von einem Geschlecht ausgeübt werden – Beispiele hierfür sind hochbezahlte Manager-Posten oder frühkindliche Pädagogik – irrational, würde man sie nur als Folge körperlicher Differenzen erklären wollen (vgl. Connell 2013, 101)

Körper in diesem Prozess als Handelnde zu begreifen, bedeutet auch davon auszugehen, dass Körper sozialen Prozessen gegenüber eine gewisse Widerständigkeit aufweisen. Die soziale Logik von Geschlechterprozessen steht oft in einem widersprüchlichen Verhältnis zu körperlichen Prozessen. Zum Beispiel führen Praktiken, die auf die Verkörperung eines Männlichkeitsideals abzielen – wie beispielsweise Rauchen, übermäßig Sport treiben, Risikoverhalten – mitunter zu einer Zerstörung der körperlichen Grundlage. Das ist paradox: Geschlechterpraktiken, die so häufig als ‚natürlich‘ beschrieben werden, können somit zur Schädigung bis hin zu Vernichtung des Körpers führen; die natürliche Grundlage wird hierbei zum Opfer sozialer Prozesse.

4.2 Hearn: die materielle Basis des Patriarchats

Jeff Hearn's Perspektiven auf das Verhältnis von Körper und Gesellschaft haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in Auseinandersetzung mit theoretischen und konzeptionellen Weiterentwicklungen verändert. Ein zentrales Anliegen von Hearn ist die Dekonstruktion und Dezentrierung vermeintlicher Einheiten, wie im Singular oder als Essenz gedachte Konzepte von Körper, Patriarchat oder Globalisierung. Dazu werde ich weiter unten in diesem Kapitel und vor allem in den folgenden Kapiteln mehr zu sagen haben. Zunächst möchte ich jedoch einen Aspekt von Hearn's Denken aufgreifen, der sein theoretisches Schaffen seit den 80er Jahren prägte: das Insistieren auf die materielle Basis patriarchaler Verhältnisse. Dieses impliziert ein Konzept menschlicher Körper, bzw. der Potenziale menschlicher Körper und ist daher an dieser Stelle interessant.

In dem Buch *The Gender of Oppression* formuliert Hearn (1987) in Auseinandersetzung mit Marx' Werk und feministischen Patriarchatstheorien eine materialistische Theorie der Reproduktion. Er kritisiert an manchen marxistischen Patriarchatstheorien deren Begründung von Geschlechterverhältnissen in der ‚ökonomischen Basis‘ der Produktionsweise. Grundlegend für diese Theorien ist die Annahme, dass eine Gesellschaft ohne die Produktion von Subsistenzmitteln, welche im Kapitalismus die Form von Waren annehmen, nicht bestehen könnte und folglich alle gesellschaftlichen Bereiche durch die Ökonomie determiniert seien. Die Materialität reproduktiver Prozesse wurde in diesen Konzeptionen häufig verkannt, indem Geschlechterverhältnisse als Teil des gesellschaftlichen Überbaus verstanden wurden. Dem

widerspricht Hearn: Ein solcher Materialismus sieht nur Produktion, Subsistenz und Überleben; was er nicht begreift ist etwas noch grundlegenderes: menschliche Existenz *per se* und Reproduktion menschlichen Lebens (vgl. ebd. 60ff.). Was sich mit Marx nicht erklären lässt, ist die Existenz von Männern *als Männer* und Frauen *als Frauen*. Ein bloßer Fokus auf ökonomische Verhältnisse vermag nicht zu erklären, welche gesellschaftlichen Verhältnisse der Konstruktion von Geschlecht zugrunde liegen und verleitet daher zu einem *sozialen Naturalismus*. Die gesellschaftliche „base of men“ liegt in der Reproduktion.

Worum geht es bei der Reproduktion? Reproduktion umfasst verschiedene Prozesse, die unter spezifischen historischen Bedingungen zwar miteinander verknüpft sind; dies ist jedoch kontingent. Hearn begreift folgende Aspekte als zentral: Sex, Gebären, Erziehung, Pflege, Reproduktion der Arbeitskraft und Gewalt. Jeder dieser Aspekte der Reproduktion basiert auf einer Form der Arbeit bzw. Arbeitskraft – dieser Begriff verweist auf ein Potenzial menschlicher Körper. Hearn konzipiert vier verschiedene Typen reproduktiver Arbeitskraft, welche jeweils die materielle Grundlage bestimmter Formen reproduktiver Prozesse darstellen.

Tabelle 1 Vier Typen Reproduktiver Arbeitskraft bei Hearn (Quelle: Hearn (1987, 84))

Reproduktionstyp	Sexuelle Reproduktion	Biologische Reproduktion	Generative Reproduktion	Physikalische Reproduktion
Prozesse:	Sexualität	Vor-Geburt, Geburt, Nach-Geburt	Erziehung, Degeneration, Regeneration, Reproduktion der Arbeitskraft	Gewalt
Reproduktive Arbeitskrafttypen	Sexuelle Arbeitskraft	Biologische (Natale) Arbeitskraft	Generative Arbeitskraft	Destruktive Arbeitskraft

Sexuelle Reproduktion basiert auf sexueller Arbeitskraft, „the potential and capacity to do labour upon others and oneself in the creation of what is felt to be (sexual) ‘desire’, for bodies of others and oneself.” (ebd. 84). Mit MacKinnon betont Hearn die soziale Natur (sexuellen) Begehrens, „[...] a term parallel to „value“ in marxist theory to refer to that substance felt to be primordial or aboriginal but posited by the theory as social and contingent” (MacKinnon 1982, zit. nach ebd.). Physikalische Reproduktion basiert auf destruktiver Arbeitskraft, der Fähigkeit menschlicher Körper andere und den eigenen Körper physisch zu beschädigen. Generative Reproduktion basiert auf generativer Arbeitskraft, welche das Potenzial beschreibt „to do work on themselves and others in the process of degeneration and regeneration“ (ebd.: 84).

Generative Arbeitskraft ist besonders relevant bei der Pflege und Erziehung von Menschen, die über ein „minimum age of dependence“ hinausgewachsen sind, also junge und ältere Kinder, kranke Personen, bedürftige Personen und ältere Personen. Dieser Prozess impliziert das, was bei Marx als die Reproduktion der Arbeitskraft, also die Reproduktion der nächsten Generation an Arbeitern (sic!) bezeichnet wird. Diesen Begriff der Reproduktion kritisiert Hearn jedoch als funktionalistisch, da nur diejenigen reproduktiven Tätigkeiten in den Blick genommen werden, die zu Herstellung von Arbeitskraft dienen und andere Bereiche, wie z.B. Pflege, nicht betrachtet werden. Während sexuelle, destruktive und reproduktive Arbeitskraft im Rahmen der aktuellen *Reproduktionsweise* (mode of reproduction) für die meisten Menschen existieren, ist biologische Arbeitskraft in diesem Rahmen ungleich verteilt, typischerweise ungleich zwischen ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ (vgl. ebd.: 84ff.).

Hearn stellt somit bestimmte Potenziale menschlicher Körper fest und verweist dabei auch auf geschlechtliche Unterschiede, insbesondere bei der biologischen Reproduktion. Biologische Arbeitskraft wird dabei jedoch nicht als vorgesellschaftliche Eigenschaft betrachtet:

[T]he term ‘biological reproduction’ is misleading. (If you like there is nothing strictly biological about biology!) I am concerned more specifically with the social construction of social organisation of biological reproduction; this includes such questions as who ‘can’ and ‘cannot’ have children, how birth itself is organised, with what effects and so on. Second, this means that although women give birth to children with the ‘help’ of men, it cannot be presumed that there is a single, natural biological form of reproduction. [...] Thirdly, under this broad definition of reproduction I am also including early childrearing, say up to the time when children are no longer completely dependent, the age of which will of course vary considerably from society to society. So what we have is the *social organisation* of conception, pregnancy, birth and dependent childrearing. [...] I am concerned [...] with [...] reproduction as it is now, within the present state of affairs, that is patriarchy. (ebd.: 59f., meine Hervorhebung)

Dieses Denken weist Parallelen zum Marx’schen Denken gesellschaftlicher Entwicklungen als Transformation der Produktivkräfte auf. Die gesellschaftlichen Bedingungen, in denen sich reproduktive Prozesse bewegen, sind Resultate vergangener Praxen, welche von Menschen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt vorgefunden werden. Das Rohmaterial oder die Grundlage der Produktion oder Reproduktion von Menschen in einer bestimmten Gesellschaft ist also Produkt vergangener gesellschaftlicher Prozesse. Im Rahmen dieses Denkens auf die vergeschlechtlichte ‚Natur‘ biologischer Reproduktion hinzuweisen, ist kein Biologismus, sondern eher eine Analyse der ‚zweiten Natur‘ reproduktiver Prozesse und eine Beschreibung gesellschaftlicher Bedingungen (materiell und diskursiv), welche eine bestimmte

vergeschlechtlichte Form der Reproduktion bedingen und diese ideologisch als ‚natürlich‘ rechtfertigen.

Das heißt jedoch nicht, dass Hearn jegliche Eigenschaften von Körpern als gesellschaftlich konstruiert begreift. Es gibt bestimmte materiell-stoffliche Bedingungen von Körpern, die deren Vergesellschaftung erst ermöglichen, dieser aber auch Grenzen aufweisen. Bestimmte Körper sind in der Lage Kinder zu gebären, andere nicht; manche Körper können stillen, andere nicht; manche Körper sind dazu in der Lage Sperma zu produzieren, andere nicht; an diesen Tatsachen können gesellschaftliche Prozesse (bis dato?) nichts ändern. Dass allein diese Tatsachen jedoch die dominanten patriarchalen Formen reproduktiver Arbeitsorganisation bedingen, ist jedoch falsch. Hearn verweist auf die Möglichkeiten zur Verhütung, zur künstlichen Befruchtung; neue Reproduktionstechniken schaffen neue Möglichkeiten der Kontrolle und Organisation von Reproduktion usw. Die Begründung für die Persistenz der patriarchalen Reproduktionsweise ist nicht in den Körpern zu suchen, sondern in Machtverhältnissen und den Institutionen, die an Kontrolle und dem Regieren von Reproduktion beteiligt sind.

In dieser Perspektive gibt es keinen vorgesellschaftlichen Körper¹¹, der zu irgendeinem Zeitpunkt Gegenstand gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse wird. Später verwendet Hearn daher den Begriff *gex*, „a shorthand for gender/sex, [...which] takes seriously the complex intersections of gender, sex and sexuality, rather than assuming that gender is a cultural construction of pre-existing sex” (Hearn 2012b, 314). Hearn's Materialismus bezieht sich also nicht auf eine vordiskursive Materie, sondern umfasst „non-human nature, the social relations of production, science and technology, the bodily/corporeal (including sexuality and violence), as well as the materiality of discourse, and reproduction of ideas, ideology and discourse.” (ebd.: 315).

4.3 Meuser: Die soziale Konstruktion des Körpers

Meuser vermeidet es in den mir bekannten Texten über stoffliche Eigenschaften von Körper zu sprechen. Das lässt sich anhand seiner sozialkonstruktivistischen theoretischen Perspektive begründen, aus welcher heraus die Bezugnahme auf körperliche Eigenschaften in Bezug auf

¹¹ Zwar gibt es durchaus chemische, physische oder biologische ‚Gesetze‘, die von gesellschaftlichen Prozessen nicht negiert werden können. Der menschliche Körper jedoch ist immer schon überdeterminiert und zu keinem Zeitpunkt ‚rein biologisch‘. Das Phänomen Körper lässt sich somit nur verstehen, wenn der Natur-Gesellschaft-Dualismus transzendiert wird und körperliche Materie als komplex determiniert, durch chemische, physische, biologische, psychologische, diskursive, institutionelle, historische etc. Einflüsse, verstanden wird.

Geschlecht als Biologismus kritisiert wird. So kritisiert Meuser den „latenten Biologismus“ (Gildemeister/Wetterer), welcher der sex-gender Unterscheidung und Patriarchatsansätzen zugrunde liege. Letzteren zufolge liegt dem Geschlechterverhältnis – anders als dem Klassenverhältnis – ein biologischer Unterschied, die Gebärfähigkeit mancher („weiblicher“) Körper zugrunde. Die gender-Perspektive, welche Meuser bevorzugt, betone demgegenüber die soziale Konstruktion von Geschlecht: „Im Patriarchatskonzept sind die Geschlechtskategorien den geschlechtlichen Praktiken vorgängig, in der gender-Perspektive werden die Geschlechtskategorien durch die Praktiken hervorgebracht, sind gewissermaßen gleichursprünglich.“ (Meuser 1998, 85)

Es gibt keine Geschlechtszugehörigkeit, die sozialer Praxis vorausginge. Allein einen Körper mit bestimmten Merkmalen zu haben, genügt nicht, um als Mitglied eines Geschlechts zu gelten. Vielmehr wird das Soziale in den Körper eingeschrieben, in Haltung, Muskeltonus, Kleidungsstil etc. (ebd., 71f.). Daher sei es auch unzulässig körperliche Unterschiede zu benennen. Mit Bourdieus Konzept des Habitus¹² konzeptualisiert Meuser Geschlecht als „einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte“ (Bourdieu zit. S. 113). Wissen über Geschlecht schreibt sich in den Körper ein, der Körper wird somit zum „fleischliche[n] Gedächtnis von Darstellungen“ (Hirschauer zit. nach ebd.)

In dem Band *Körpersoziologie* versucht Meuser den Körper bzw. das Verhältnis von Körper und Gesellschaft zu greifen, indem er wissenssoziologische und körpersoziologische Konzepte verbindet (Keller und Meuser 2011). Diese doppelte Perspektive nimmt den Körper zum einen als Gegenstand des Wissens, zum anderen als Träger von Wissen in den Blick. Der zweite Aspekt lenkt den Fokus auf solche Aspekte des Handelns, die sich einer reflexiven Zuwendung entziehen oder dieser nur post hoc zugänglich werden. Beispiele sind Fahrradfahren, Boxen, Körperhaltung, Reflexe, sexuelle Erregung etc. Durch die Inkorporation des Wissens wird der Körper selbst zum wissenden Subjekt, zum Agenten und folglich löst sich – den Autoren folgend – der cartesianische Leib-Seele-Dualismus auf. Den besten Ansatz dies zu konzeptualisieren, sehen die Autoren auch hier in Bourdieus Habituskonzept, demzufolge „der habituell geformte und gerichtete Körper weiß, wie er sich in bestimmten Situationen zu bewegen hat.“ (ebd.: 13) Als instruktiv bewerten die Autoren eine ethnographische Studie von Loïc Wacquant (2003), in welcher anschaulich beschrieben wird, wie in einem Boxclub „das kollektive Wissen der Gemeinschaft, das selbst nur zum Teil reflexiv verfügbar ist“ in die Körper der Boxer inkorporiert oder „somatisiert“ wird (ebd.).

¹² Zu Meusers Verwendung des Habitusbegriffs mehr in Kapitel 5 und 6

Eine Tendenz zieht sich durch die Ausführungen hindurch: Der Körper wird als sozial konstruiert begriffen, als Objekt sozialer Prozesse, in welches Soziales eingeschrieben wird. Meuser betont zwar durchaus körperliche Aspekte, die der Reflexivität nicht zugänglich sind und überwindet so zu einem gewissen Grad den besagten Leib-Seele-Dualismus, welcher den Körper nur als Anhang des Bewusstseins begreifen will. Was Meuser jedoch stets vermeidet, ist die Materialität des Körpers zu benennen und somit auf die Grenzen einer konstruktivistischen Perspektive hinzuweisen. Besonders deutlich wird dies bei der erwähnten Kritik am Patriarchat: Körperliche Differenzen in Bezug auf Fortpflanzungsprozesse zu benennen kritisiert er als biologistisch. Die Idee eines ‚vorsozialen‘ Bereichs mag der Komplexität des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur nicht gerecht werden. Daraus jedoch zu folgern, dass die Benennung körperlicher Differenzen in jeglicher Form biologistisch sei, verkennet die Tatsache, dass (körperliche) Materie bestimmte Eigenschaften und Beharrlichkeiten aufweist und nicht jeglicher sozialen Konstruktion zugänglich ist. Kurz gesagt: Bei Meuser wirkt Determination nur in eine Richtung, vom Sozialen zum Körper. Die stofflichen Eigenschaften der Körper geraten so aus dem Blick und im selben Zug einige zentrale Aspekte gesellschaftlicher Reproduktionsprozesse.

4.4 Diskussion

Es ist nicht möglich Sozialwissenschaft zu betreiben, ohne dabei Annahmen über die menschliche Natur zu machen. Selbst hyperkonstruktivistische Ansätze basieren notwendigerweise auf der Annahme, dass der menschliche Körper empfänglich für diskursive Einflüsse ist – im Gegensatz zu anderen, nicht-menschlichen Dingen. Hearn und Connell versuchen beide bestimmte Eigenschaften menschlicher Körper zu explizieren, die grundlegend für reproduktive und vergeschlechtlichte gesellschaftliche Prozesse sind. Ein Unterschied zwischen den beiden Autor_innen liegt darin, dass Connell deskriptiv argumentiert, indem sie auf gegebene Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen menschlichen Körpern anhand beobachtbarer Eigenschaften verweist. Auch Hearn verweist auf körperliche Unterschiede, jedoch im Rahmen des Begriffs der Arbeitskraft, welcher körperliche Potenziale beschreibt, die bedingt durch gesellschaftliche oder Umwelteinflüsse zur Geltung kommen oder nicht. Der Begriff der Arbeitskraft impliziert also etwas stärker die Möglichkeit der Transformation, z.B. durch technologische oder institutionelle Veränderungen. Nicht nur diejenigen Körper, deren reproduktive Arbeitskraft in einer patriarchal organisierten Gesellschaft ausgebeutet wird, sind zu diesen Tätigkeiten in der Lage, sondern auch diejenigen, die aufgrund der gesellschaftlichen

Bedingungen aus diesen Prozessen ausgeschlossen werden oder sich die Produkte der Arbeitskraft anderer aneignen. Bei beiden Autor*innen wird deutlich, dass der Verweis auf körperliche Eigenschaften nicht in einem Biologismus resultieren muss. Meuser hingegen verzichtet auf jegliche Referenz auf körperliche Eigenschaften jenseits diskursiver Einflüsse und kritisiert solche Bezüge als reduktionistisch. Ich würde hingegen argumentieren, dass einem biologistischen Reduktionismus nicht durch einen diskurstheoretischen Reduktionismus begegnet werden sollte. Andrew Sayer schreibt hierzu:

The fear seems to be whatever is characterized as natural or as having essential features will be assumed to be unchangeable, and that only by rejecting all attempts to theorize human nature, only by embracing a thoroughgoing 'anti-essentialism', and by asserting the power of discourses to create whatever they name, can we escape from determinism.(Sayer 2011, 103)

Wie es Hearn mit dem Begriff der Arbeitskraft explizit tut, argumentiert Sayer, dass Eigenschaften eines Objektes zu identifizieren lediglich darauf verweist was diese tun *können* oder *nicht können*, nicht jedoch was diese tun *werden*. Vielmehr kann ein Konzept menschlicher Eigenschaften eine Grundlage bieten, um den Status Quo anzugreifen und auf die Möglichkeit einer anderen Gesellschaft mit besseren Lebensbedingungen für alle hinzuweisen.

Jeff Hearn und Reawyn Connell führen beide die gesellschaftliche Relevanz von Geschlecht auf ein materialistisches Argument zurück: Gesellschaften können nur dann fortbestehen, wenn die Reproduktion menschlichen Lebens gesichert ist. Bis dato bedarf dies der sexuellen Interaktion zwischen zwei Körpern mit verschiedenen reproduktiven Eigenschaften. Zwar schaffen neue reproduktionsbiologische Technologien weitere Möglichkeiten zur Fortpflanzung, diese sind jedoch bei numerisch betrachtet noch ein Randphänomen. Aufgrund der substantiellen Stellung sexueller Fortpflanzung und weiterer reproduktiver Tätigkeiten, kommt der Regulierung dieser Prozesse eine so zentrale Stellung zu. Der Fluchtpunkt dieser Regulierung ist der menschliche Körper, auf den sich ein komplexes Set an Diskursen, Institutionen, Ideologien bezieht, durch welches Geschlecht, geschlechtliche Arbeitsteilung, Identitäten und Machtverhältnisse produziert werden.

Eine weitere Parallele zwischen Connell und Hearn besteht in deren theoretischer Annäherung an die Vermittlung zwischen ‚Natur‘ und ‚Gesellschaft‘. Bei Autor*innen nehmen eine analytische Trennung vor: Zwischen reproduktiver Arbeitskraft und deren Vergesellschaftung (Hearn) und zwischen Körpern bzw. reproduktiver Arena und deren Vergesellschaftung (Connell). Beide Autor*innen insistieren, dass es so etwas wie vorsoziale Körper nicht gibt, sondern dass Körper immer schon materiell und diskursiv gesellschaftlich eingebettet sind.

Dies verweist auf ein theoretisches Dilemma: Auf der einen Seite wollen beide den Dualismus zwischen Natur und Gesellschaft transzendieren, auf der anderen kommen sie ohne eine analytische Trennung nicht aus. Doch gerade der Verweis auf die Materialität und Widerständigkeit von Körpern gegenüber gesellschaftlichen Prozessen macht eine Stärke der Ansätze aus. Ich werde im Folgenden einen Vorschlag machen, wie dieses Dilemma mit dem Begriff der *Emergenz* gelöst werden könnte, welcher m.E. eine überzeugende Lösung darstellt, um den Natur-Gesellschaft Dualismus aufzubrechen und dennoch Differenz zwischen verschiedenen Ebenen zu benennen.

4.4.1 *Emergenz*

Während Connell und Hearn versuchen das Verhältnis von Körpern und Gesellschaft als komplexe Wechselwirkung zu begreifen, verharrt Meuser bei einem sozialkonstruktivistischen Zugang, welcher die Determination vergeschlechtlichter Körper einseitig als von sozialen Konstruktionsprozessen ausgehend begreift. Die Metapher der sozialen Konstruktion ernst nehmend, muss jedoch auch die Frage nach den stofflichen Eigenschaften des Materials, welches zum Gegenstand der Konstruktion wird, gestellt werden (New 2005). Oder in den Worten von Andrew Sayer: „[W]hile norms and discourses are important they don't seem to work on non-humans – on lumps of rock or plants – so there must be something about humans that makes them susceptible to such norms and discourses.“ (Sayer 2011, 98) Meuser vermeidet diese Frage und begreift den Körper – um Connells eingangs zitiertes Bild zu verwenden – als ‚Leinwand‘, der im Prozess der sozialen Konstruktion beschrieben wird. Vielleicht versucht Meuser so die Fallstricke einer biologistischen Konzeption zu vermeiden. Der Preis dafür ist ein weiterer Reduktionismus: um den Körper nicht *ausschließlich* als durch biologische Eigenschaften determiniert zu begreifen, schüttet Meuser das Kind mit dem Bade aus und begreift ihn als *ausschließlich* sozial konstruiert.

Connell und Hearn hingegen begreifen Körper als in einem komplexen Wechselspiel zwischen materiellen Gegebenheiten und gesellschaftlichen Bearbeitungsprozessen derselben konstituiert. Connell begreift die gesellschaftliche Bearbeitung von Körpern als einen Prozess, in welchem ein bestimmtes Gegebenes transformiert wird. Dieses Gegebene ist zu keinem Zeitpunkt etwas ‚rein natürliches‘, sondern immer schon Produkt vergangener Praxis. „The social practices that construct gender relations do not express natural patterns, nor do they ignore natural patterns; rather, they negate them in practical transformation.“ (Connell 1987, 79). Auch Hearn geht von bestimmten Potenzialen – er verwendet den Begriff der „Arbeitskraft“ – menschlicher Körper aus, die eine Grundlage für einen gesellschaftlichen

Bearbeitungsprozess darstellen. Bei beiden Autor*innen macht sich eine gewisse Ambivalenz bei deren Verwendung der Begriffe „Natur“ oder „Biologie“ bemerkbar. Zum einen bezeichnen sie damit bestimmte Eigenschaften menschlicher Körper, die sich (zumindest bis dato) der gesellschaftlichen Bearbeitung entziehen: vor allem rückt dabei der Dimorphismus in den Blick, der die Grundlage für die biologische Reproduktion menschlichen Lebens darstellt. Gleichzeitig insistieren sie darauf, dass es nichts in Bezug auf Geschlecht gäbe, das nicht bereits sozial konstruiert sei: „If you like there is nothing strictly biological about biology!“ (Hearn 1987, 59). Connell führt die Unterscheidung zwischen der Ebene der biologischen Eigenschaften und deren Vergesellschaftung ein, um diese Ambivalenz zu entgehen. Im Begriff der „reproduktiven Arena“ hingegen bleibt diese Ambivalenz bestehen. Ich möchte im folgenden einen kritisch-realistischen Zugang zur Frage des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur und Bezug auf Geschlecht darstellen, der m.E. mehr begriffliche Schärfe aufweist als die Ausführungen von Hearn und Connell, der mit diesen jedoch nicht in einem Widerspruch steht, sondern zu einer begrifflichen Präzisierung beitragen kann.

Eine der Herausforderungen bei der Theoretisierung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft liegt darin zu vermeiden in einen Reduktionismus zu verfallen. Lena Gunnarsson stellt fest, dass vor allem in poststrukturalistisch geprägten feministischen Debatten häufig die wichtige Unterscheidung zwischen Differenzen und Dualismen nicht gegeben oder unscharf ist (Gunnarsson 2014, 73). Es sei jedoch wichtig diese Unterscheidung aufrecht zu erhalten, um der Komplexität der sozialen Welt gerecht zu werden.

It indeed seems that a lot of phenomena in this interconnected world are inseparable in the sense that they are mutually dependent and unified at the concrete level, yet separable in that they can be thought of as interacting with one another. As Sayer notes, it is ‚strange to say that something like sexuality is *not* natural or unnatural *but* socially constructed‘ (1997:480) since we can make no such distinction on the level of the concrete human practices, which are always both natural and socially constructed. (Gunnarsson 2014, 74)

Wie kann dieses komplexe Verhältnis angemessen theoretisiert werden? Einen anspruchsvollen Versuch stellt der Begriff der *Emergenz*, wie er von Autor*innen aus dem metatheoretischen Projekt des ‚Critical Realism‘ vorgeschlagen wird. Bezogen auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft bedeutet Emergenz, dass die Natur die materielle Basis jeder menschlichen Gesellschaft darstellt. Das lässt sich an der Tatsache verdeutlichen, dass die Menschheit nicht ohne Natur, die Natur aber ohne die Menschheit existieren kann. Gleichzeitig besitzt eine Gesellschaft spezifische Eigenschaften, die nicht aus der Natur heraus erklärt werden können. Der Begriff der Emergenz verweist somit auf die Tatsache, dass bestimmte tiefer liegende

Bereiche der Realität die notwendige Grundlage für höher liegende Bereiche der Realität. Ein Beispiel für diesen Gedanken ist die Tatsache, dass fast jede menschliche Praxis auf der Ebene physiologischer Prozesse beschrieben werden kann. Die ausschließliche Kenntnis dieser Prozesse ist jedoch bei weitem nicht ausreichend, um menschliche Praxis zu begreifen. Roy Bhaskar (2015) verdeutlicht dies am Beispiel der Sprache: Die neurophysiologische Beschaffenheit menschlicher Körper bildet die notwendige Basis für die Möglichkeit des Spracherwerbs und der Nutzung von Sprache. Sprache kann jedoch weit mehr Dinge „tun“ als das, wozu neurophysiologische Prozesse in der Lage sind. Wir können also kein angemessenes Verständnis von Sprache entwickeln, indem wir versuchen dieses aus neurophysiologischen Prozessen abzuleiten. Das Konzept der Emergenz lässt sich aus einer kritisch-realistischen Perspektive jedoch nicht nur auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft anwenden, vielmehr beschreibt es das Verhältnis verschiedenster Bereiche oder Strata der Realität (vgl. Gunnarsson 2014, 75f.). Andrew Collier erläutert dies am Beispiel des Verhältnisses zwischen chemischen Mechanismen und biologischen Mechanismen:

Biological organisms [...] are composed of chemical substances. It is because they are so composed that they are rooted in chemistry. But they are also emergent from it: they obey laws other than chemical laws, and can do things that could have never been predicted from chemical laws alone. (Collier 1994, 116)

Und obwohl die emergenten Eigenschaften biologischer Organismen nicht anhand der Eigenschaften chemischer Substanzen erklärt werden können, gilt auch: biologische Organismen können nicht die Gesetze der Chemie brechen.

Wie lässt sich dies in Bezug zur Frage des Verhältnisses zwischen Körper und Gesellschaft anwenden? Eine explizit formulierte stratifizierte Ontologie schafft eine Grundlage, um über die biologische Co-determination des Sozialen zu sprechen ohne dabei in einen Reduktionismus zu verfallen, welcher das Soziale lediglich als Ausdruck des Biologischen begreift. Connell und Hearn rekurren beide in ihren Ansätzen auf dimorphe körperliche Differenzen. Doch beiden gelingt es nur bedingt eine kohärente Konzeption des Verhältnisses von sozialer und biologischer Determination zu formulieren. Connell verwendet den Begriff der „reproduktiven Arena“ und unterscheidet diesen vom Begriff einer „biologischen Basis“: „Geschlechtliche Reproduktion verursacht keine Geschlechterpraxis und schafft noch nicht einmal eine Vorlage dafür.“ (Connell 2013, 100). Hearn verwendet den Begriff „gex“, um auf die Gleichzeitigkeit von biologischen und sozialen Einflüssen hinzuweisen und um einer dualistischen Konzeption zu entgehen (Hearn 2012a). Ich möchte an dieser Stelle argumentieren, dass die oben skizzierte kritisch-realistische Konzeption eine kohärentere Formulierung zulässt. Während Geschlecht

als konkreter Gegenstand in einem komplexen Determinationsverhältnis steht, der diskursive, biologische, psychologische, ökonomische, politische und weitere Mechanismen überdeterminiert wird, lässt die kritisch-realistische Konzeption einer stratifizierten Ontologie zu in einem nicht-reduktionistischen Sinne von biologischen Differenzen als materielle Basis von Geschlecht zu sprechen.

[I]n a critical realist sense, sexual difference *is* a mechanism contributing to the development of such institutions and such rules. Just because it is a “basic”, lower level mechanism, its workings are compatible with many different ways of regulating reproduction and sexuality. To call it a ‘base’ is not, as Connell and others seem to fear, to attribute a greater, overwhelming determining power to sexual difference, or to claim that it cannot be affected by mechanisms at a higher level. It is simply to situate it at a lower level – at the bottom of the enormous culturally elaborated superstructure. In sum, sex is ontologically prior to gender, and is one of the many mechanisms the workings of which shape gender order. It does not *determine* gender, nor is it reducible to sex. (New 2005, 13f.)

Der geschlechtliche Dimorphismus und spezifische Potenziale menschlicher Körper (siehe z.B. Hearn's reproduktive Arbeitskräfte) bilden die Basis für deren gesellschaftliche Bearbeitung. Doch sie sind nicht nur eine passive Materie, die durch soziale Konstruktion bearbeitet werden – vielmehr entfalten sie selbst bestimmte Kräfte und sind somit entscheidende Determinanten der Geschlechtsordnung. Wie Connell ausführt, muss eine solche Perspektive jedoch nicht in einem konformistischen Blick münden: Körper sind aufgrund ihrer spezifischen stofflichen Eigenschaften nicht nur formbar, sondern auch widerständig gegen spezifische Konstruktionsprozesse. Zu vermeiden über Körper als Co-Determinanten der Geschlechterverhältnisse zu sprechen vermeidet nicht nur die Gefahr eines biologistischen Reduktionismus. Es birgt auch die Gefahr Transformationspotenziale der Geschlechterverhältnisse zu dethematisieren. Hearn zu. Beispiel verweist darauf, dass neben der körperlich bedingten vergeschlechtlichten Arbeitsteilung hinsichtlich biologischer Reproduktion, auch solche reproduktiven Tätigkeiten vergeschlechtlicht vergesellschaftet werden, die in keinem auf den Dimorphismus bezogenen Bedingungszusammenhang mit körperlichen Fähigkeiten stehen. Pflegearbeit, Erziehungsaufgaben, Beziehungsarbeit etc. werden zwar im Rahmen patriarchaler Gesellschaftsformationen vor allem auf Frauen* ausgelagert – dieses Missverhältnis kann jedoch gerade mit Bezug auf körperliche Fähigkeiten kritisiert werden. Eine akkurate Bezugnahme auf körperliche Fähigkeiten führt m.E. eher hegemoniale Formen der Vergeschlechtlichung *ad absurdum* als diese zu stützen. Connell und Hearn argumentieren beide, dass Geschlecht nur angemessen begriffen werden kann, wenn es als determiniert durch vielfältige Einflüsse theoretisiert wird. Dieser Argumentation möchte ich

mich mit diesem Kapitel anschließen: Eine diskursive Verflachung stellt kaum einen theoretischen Fortschritt zu einer biologistischen Verflachung dar – beide sind Reduktionismen, die Geschlecht als einseitig determiniert verstehen. Ich denke, dass eine kritisch-realistische Ontologie, wie ich sie auf den letzten Seiten skizziert habe, eine angemessene Metatheorie darstellt, um die komplexe Co-Determination von Geschlecht zu theoretisieren. Doch so relevant eine angemessene Theoretisierung von Körpern sein mag. Geschlecht als Vergesellschaftungsmodus betrifft weit mehr als den Bereich der Verkörperung – auch wenn der Rekurs auf den Körper zentral ist. Im folgenden Kapitel werde ich mich daher mit der Frage auseinandersetzen, wie die Autor*innen Geschlechterverhältnisse als kollektives gesellschaftliches Arrangement begreifen und welche Mechanismen sie diesbezüglich als relevant erachten.

5 Die gesellschaftliche (Re-)Produktion von Geschlecht

In diesem Kapitel werde darstellen, wie die drei Autor*innen die Konstruktion von Geschlecht begreifen, welche Institutionen, Strukturen und Prozesse sie für wichtig halten, um die Persistenz und Macht dieser sozialen Kategorie zu verstehen. Insofern dies bei den Autor*innen angelegt ist, werde ich zudem aufzeigen, wie sie die Relevanz von Geschlecht begründen – also die Frage nach dem *warum*. Ich werde dazu zunächst ausführlich die theoretischen Positionen der Autor*innen nachzeichnen, um dann am Ende des Kapitels einige Aspekte zu diskutieren.

5.1 Raewyn Connell: Vier Dimensionen von Geschlechterverhältnissen

Raewyn Connell nähert sich den Geschlechterverhältnissen mit dem Begriff der *Struktur* an, welche sie als auf relative Dauer gestellte Muster von sozialen Verhältnissen versteht. Die Tatsache, dass sich in einer Gesellschaft über lange Zeit hinweg vorwiegend Männer in Autoritätspositionen (gegenüber nicht-Männern) befinden, verweist auf die strukturelle Natur der Geschlechterverhältnisse – die Autorin spricht in diesem Zusammenhang von einer *patriarchalen Struktur der Geschlechterverhältnisse* (Connell 2013, 107). Der Begriff der ‚Struktur‘ wurde in verschiedenen Theorie-Kontexten mit einer Vielzahl von Bedeutungen versehen. In dem Buch *Gender and Power* schärft Connell (1987, 92) ihren Strukturbegriff und grenzt sich von einigen geläufigen Konzeptionen ab. Struktur bezeichnet hier – anders als der eher schwammige Begriff eines ‚Musters‘ – relativ andauernde soziale Verhältnisse, die sowohl einschränkend, als auch ermöglichend wirken können (Connell betont jedoch den Einschränkungsscharakter deutlich). ‚Struktur‘ bezeichnet nicht physische Gegebenheiten der Umwelt, sondern die Effekte bestimmter sozialer Organisationsweisen. Strukturelle Bedingungen mögen gelegentlich offensichtlich sein, in den meisten Fällen jedoch sind die dem sozialen Handeln auferlegten Beschränkungen [constraints] oder Möglichkeitsbedingungen durch Reihe sozialer Institutionen organisiert (vgl. ebd., 92f.).

Den deterministischen Struktur-Begriff des Strukturalismus kritisiert Connell, da dieser inkompatibel mit dem Konzept der Praxis als Substanz sozialer Prozesse sei und somit nicht in der Lage historische Prozesse und Transformation zu greifen. Das Problem hierbei läge in der scharfen Trennung zwischen Struktur und Handlung/Praxis. Ein Strukturbegriff müsse in der Lage sein den menschlichen Erfindungsreichtum (inventiveness) zu greifen und dabei Praxis nicht jenseits der Strukturen zu verorten. Um dies zu ermöglichen, schlägt Connell – in Anlehnung an Bordieu und Giddens – ein dualistisches Modell vor:

„The crucial point is that practice, while presupposing structure [...] is always responding to a *situation*. Practice is the transformation of that situation in a particular direction. To describe structure is to specify what it is in the situation that constrains the play of practice. Since the consequence of practice is a transformed situation which is the object of new practice, ‘structure’ specifies the way practice (over time) constrains practice.”(Connell 1987, 95)

Da menschliches Handeln Erfindung und Reflexivität involviert, können Strukturen Objekt von Praxis werden, kann sich Praxis gegen Strukturen richten. Dennoch findet Praxis immer innerhalb einer strukturierten Situation statt und kann daher strukturellen Einschränkungen nicht entkommen.

Das Spezifische der Strukturkategorie Geschlecht ist, dass sie sich auf körper- und reproduktionsbezogene Praxen bezieht: dies umfasst sexuelle Erregung, Geschlechtsverkehr, das Gebären und Aufziehen von Kindern und körperliche Geschlechtsunterschiede und – gemeinsamkeiten. Geschlechtlichkeit ist ein historischer Prozess, der sich auf den Körper bezieht. Mit dieser Perspektive wendet sich Connell gegen einen biologischen Reduktionsismus, der diese Praxen als durch ‚die Natur‘ oder spezifische biologische Determinanten geregelt sehen möchte. Schön auf den Punkt gebracht:

„Eigentlich verdreht der [biologistische] Determinismus die wirkliche Situation vollständig. Das Geschlecht existiert genau in dem Ausmaß, in dem die Biologie das Soziale *nicht* determiniert. Es markiert einen dieser Übergangspunkte, an denen der historische Prozess die biologische Evolution als Entwicklungsmodus ablöst. Vom Standpunkt des Essentialismus aus betrachtet, ist Geschlecht skandalös und ungeheuerlich.“(Connell 2015, 124)

5.1.1 Vier Dimensionen von Geschlecht

Connell bezeichnet Geschlechterverhältnisse als „intrinsisch komplex“, da sie vielfältige Strukturen miteinbeziehen. Dieser Umstand kann an den widersprüchlichen Geschlechter-Logiken in verschiedenen Lebensbereichen oder gesellschaftlichen Sphären verdeutlicht werden. Als Beispiel wird der Widerspruch zwischen Staatsbürger*innenschaft, welche normativ alle Menschen als gleich definiert und der diskursiven und kulturellen Gegenüberstellung von Männern und Frauen als Gegensätze oder der vergeschlechtlichten Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, angeführt. Um dieser Komplexität gerecht zu werden, schlägt Connell ein vierdimensionales Modell¹³ von Geschlecht vor, welches die

¹³ In früheren Werken wie *Masculinities* oder *Gender and Power* unterscheidet Connell nur zwischen drei Dimensionen – Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen, Emotionale Bindungsstruktur.

wesentlichen Strukturen der „*gegenwärtigen*“ industriellen, post-industriellen und globalen Gesellschaft“ beschreibt (Connell 2013, 109).

Mit diesem vierdimensionalen Modell versucht Connell über eine Tendenz in der feministischen Theorie hinauszugehen, die versucht verschiedene gesellschaftliche Dimensionen wie Ideologie, Produktion, Erziehung oder den Staat und ihren Bezug zu Geschlecht als Ausdruck oder Manifestationen einer einzigen Struktur (oder auch „ultimate cause“) zu theoretisieren – zum Beispiel evolutionäre Prozesse, funktionale Imperative der kapitalistischen Produktionsweise oder die biologische Zweigeschlechtlichkeit. Connell schlägt demgegenüber vor, Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnisse als durch verschiedene relativ autonome Strukturen bzw. gesellschaftliche Bereiche überdeterminiert zu betrachten. In Auseinandersetzung mit verschiedenen Vorschlägen feministischer Theoretiker*innen, schlägt Connell vier Strukturen vor, die substantiell verschiedenen Logiken folgen, aber dennoch in Wechselwirkung stehen: Machtverhältnisse, Produktionsverhältnisse, Emotionale Beziehungen und Kultur. Die vierte Ebene der Kultur wird erst später¹⁴ in Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen/queeren Kritiken ergänzt; anfangs waren es nur drei Ebenen. Connell argumentiert für dieses Modell folgendermaßen:

„[T]hese [four] structures are empirically the major structures of the field of gender-relations. That is to say they (a) are discoverable in current gender research and sexual politics, and (b) account for most of the structural dynamics currently understood. The argument does not assume that they are the only discoverable structures, that they exhaust the field. Nor does it claim that they are necessary structures (a claim which in any case might land us back with the metaphysics of the ultimate causes). The argument rests on the gentler, more pragmatic but perhaps more demonstrable claim that with a framework like this we can come to a serviceable understanding of current history.“ (Connell 1987, 97)

Im folgenden Abschnitt werde ich näher auf die vier Dimensionen des Modells eingehen.

5.1.1.1 Machtverhältnisse: direkt, diskursiv, kolonisierend

Diese Dimension beschreibt die Unterordnung (subordination) von Frauen durch Autorität, Kontrolle, Zwang und *Hierarchie*. Sie umfasst Hierarchien in Organisationen, institutionelle und interpersonelle Gewalt, sexuelle Regulierung und Überwachung, familiäre Hierarchien und häusliche Gewalt (Connell 1987, 96). Zur Spezifizierung unterteilt Connell diese Dimension in direkte, diskursive und kolonisierende Macht. *Direkte* Macht bezeichnet die Ausübung von Autorität und Gewalt in interpersonellen Beziehungen, wie die Macht von Vätern und

¹⁴ Vgl. Connell (2000, 24) Hier geht Connell auf Walby's (1990) Modell ein und räumt ein: "[T]here seems to be a [...] case for recognizing the structure of relations in communication and culture as irreversible to the others."

Ehemännern innerhalb von Familien, die sich in drastischer Form anhand von Statistiken zu sexualisierter und häuslicher Gewalt verdeutlichen lässt¹⁵. Auch die „unpersönliche Macht des Staates“ und die strukturelle Bevorzugung von Männern in diversen Organisationen und Institutionen werden hier subsumiert. Ein Beispiel hierfür sind Gerichtsprozesse zu Vergewaltigungen¹⁶, in denen eine Täter-Opfer-Umkehr vorgenommen wird und sich letztlich das Opfer als „Angeklagte“ verteidigen muss. Neben der direkten Machtausübung gegen Frauen wird auch die Diskriminierung bestimmter Gruppen von Männern bzw. Männlichkeiten im Rahmen dieser Logik organisiert (Connell 2013, 110). Es ist wichtig interpersonelle und direkte Gewaltakte als Teil einer Struktur zu begreifen: dass Vergewaltigungen weithin als Folge individueller Devianz betrachtet werden können und dieser Erklärungsansatz Anerkennung findet, bedarf einer Einbettung in eine Ideologie, welche die gesellschaftliche Dimension häuslicher Gewalt verschleiert und somit männliche Herrschaft stützt (Connell 1987, 107). Direkte Macht ist somit eng verwoben mit *diskursiver* Macht – einer produktiven Form der Macht, die Identitäten und Subjekt-Positionen hervorbringt. Im Lichte dieses Machtbegriffes lässt sich auch begreifen, warum Menschen trotz aller Widrigkeiten bestimmten Normen wie Schönheits- oder Körpernormen unterwerfen ohne dabei direktem Zwang ausgesetzt zu sein. „Die umfassendste Machtausübung der letzten 500 Jahre“ (Connell 2013, 112) bezeichnet Connell als *kolonisierende* Macht: sie umfasst die mit der Kolonisierung des Globalen Südens und der fortdauernden (post-)kolonialen globalen Ordnung einhergehende physische und epistemische Gewalt. Aspekte von Geschlecht sind in diesem Prozess nicht zu übersehen: die Kolonisierung wurde überwiegend von Männern aus der Metropole vorangetrieben; indigene Geschlechterordnungen wurden durch verschiedene Faktoren wie den Einfluss christlicher Missionen, die Struktur von Plantagenökonomien u.a. transformiert. Zwar stellt diese Dimension die Hauptachse der gegenwärtigen europäischen und US-amerikanischen Geschlechtsordnung dar, sie ist jedoch stets umkämpft und Gegenstand von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen (Connell 2000, 24; 2013, 112). Es lassen sich diverse lokale Umkehrungen dieser Struktur ausmachen (z.B. Frauen in Führungspositionen oder als Autorität in Haushalten), die globale Persistenz dieser Struktur sei jedoch unbestreitbar. Die Widerstände und Umkehrungen stellen ein Legitimationsproblem für das Patriarchat dar und werden von feministischen Bewegungen aufgegriffen und vorangetrieben.

¹⁵Connell zitiert hier Walby und Allen (2004)

¹⁶ Connell zitiert hier MacKinnon (1983)

5.1.1.2 Produktion, Konsumtion und vergeschlechtlichte Akkumulation

In vielen Gesellschaften und Situationen findet eine vergeschlechtlichte Form der Arbeitsteilung statt. Diese Tendenz lässt sich in der “gesamten belegbaren Geschichte und quer durch die Kulturen“ (Connell 2013, 114) zeigen. Wie genau diese Arbeitsteilung sich an verschiedenen historischen und geographischen Orten gestaltet, ist variabel. Arbeiten, die zu einem gewissen Zeitpunkt vor allem von Männern ausgeübt werden, mögen zu einem anderen Zeitpunkt eher von Frauen geleistet werden. Ein Beispiel hierfür ist die Sekretariatsarbeit, welche im Europa des 19. Jahrhunderts als ‚männlich‘ galt und im Laufe des 20. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen neuer Technologien wie der Schreibmaschine, zunehmend ‚weiblich‘ wurde (vgl. Connell 1987, 114)

In Bezug auf kapitalistisch organisierte Gesellschaften weist Connell auf einen Doppelcharakter der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung hin: Auf der einen Seite gibt es eine Trennung von bezahlter (Lohn-)arbeit und unbezahlter (reproduktiver) Arbeit, auf der anderen Seite findet innerhalb von Betrieben und Organisationen eine geschlechtsspezifische Allokation von Arbeitsplätzen statt. Diese Trennungen sind eng verknüpft mit dominanten Vorstellungen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ und können in Zusammenhang gebracht werden mit den in den jeweiligen Bereichen vorherrschenden sozialen Beziehungen: im Bereich der Reproduktionsarbeit spielen emotionale Verbindungen und gegenseitige Verpflichtungen eine große Rolle, in der Wirtschaft hingegen wird Arbeit gegen Lohnzahlungen verrichtet und Konkurrenz und Profitstreben spielen eine wichtige Rolle. Die Etablierung dieser Trennung lässt sich historisch als gewaltvollen Prozess nachzeichnen. Connell verweist hier auf die Arbeit von Maria Mies (1988), welche auf die parallelen Prozesse der Kolonisierung und der ‚Hausfrauisierung‘ im Zusammenhang mit der Durchsetzung des globalen Kapitalismus hinweist. „In der kolonisierten Welt wurden Frauen, die vorher voll an den lokalen nicht-kapitalistischen Wirtschaftssystemen beteiligt waren, zunehmend in das Muster der „Hausfrau“ der Isolierung und Abhängigkeit von einem männlichen Brotverdiener abgedrängt.“ (Connell 2013, 115) In Übereinstimmung mit Mies argumentiert Connell dafür, dass eine vergeschlechtlichte Form der Arbeitsteilung als fundamentales Strukturmerkmal einer kapitalistischen Produktionsweise begriffen werden muss. Die soziale Organisation von Arbeit ist somit untrennbar Verwoben mit Geschlechterpolitiken, d.h. es geht nicht nur um eine Verteilung von bestimmten Arbeiten an Frauen und Männer, sondern auch um die Herstellung von Geschlecht durch die vergeschlechtlichte Ausdifferenzierung der Arbeit.

„Cases include the making of jobs like receptionists, air hostess and secretary as a combination of particular technical skills with a particular femininity. Particular industries, notably clothing and theatre, are

associated with homosexual masculinity. On the other hand business management is integrated with forms of masculinity organized around interpersonal dominance: 'though' stances towards labour are admired in business, and phrases like 'aggressive marketing' are terms of approval in management jargon." (Connell 1987, 103)

Connell betrachtet Geschlechterverhältnisse somit als grundlegend zum Verständnis kapitalistischer Gesellschaften. Anstatt Geschlechterverhältnisse und Klassenverhältnisse nebeneinander zu stellen, schlägt Connell vor Kapitalismus als ein System zur Konzentration und Regulierung von Profiten zu betrachten, welches auf mehreren, qualitativ verschiedenen Ausbeutungsmechanismen beruht, und welches neben Klassenverhältnissen auch Geschlechterverhältnisse und globale Ungleichheiten reproduziert. Die wichtigsten Organisationsprinzipien, anhand derer Geschlechterverhältnisse in Produktion und Konsum (re-)produziert werden, sind 1. die teilweise sehr scharfen Trennungslinien zwischen ‚männlicher‘ und ‚weiblicher‘ Arbeit; 2. der Zusammenhang dieser Trennungen mit Profitabilität und/oder der Möglichkeit über Arbeitskraft zu verfügen (Männer verdienen tendenziell mehr und sind öfter in Führungspositionen); 3. die Art und Weise wie in Folge fast ausschließlich Männer die Möglichkeit erhalten Wohlstand in einem Umfang zu akkumulieren, der als Kapital nutzbar wäre; 4. die Solidarität zwischen Männern – auch über Klassenlinien hinweg; 5. die Tatsache, dass in Folge der oben genannten Arbeitsteilung und Einkommensunterschiede Reproduktions- und Sorgearbeit vor allem Frauen zukommt (vgl. Connell 1987, 104).

Dem zugrunde liegend macht Connell zwei Hauptprinzipien aus. Das erste ist eine *vergeschlechtlichte Akkumulationslogik* (gendered logic of accumulation), welche tendenziell Profite Männern und Verluste Frauen zukommen lässt. Das zweite Prinzip ist eine *politische Ökonomie der Männlichkeit*, das ist die Art und Weise wie die kulturelle Produktion von dominanten Männlichkeiten mit der ökonomischen Privilegierung von Männern zusammenwirkt. Zum Beispiel lässt sich die Stigmatisierung von Männern, welche primär reproduktive Arbeit leisten, als kollektive Verweigerung von Männern verstehen, ihre privilegierte Position in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung aufzugeben und somit ihre ökonomische Machtposition aufrechtzuerhalten (Connell 1987, 106).

5.1.1.3 Emotionale Beziehungen (Cathexis)

Sexualität und Begehren in sozialen Beziehungen sind sozial konstruiert und häufig entlang geschlechtlicher Muster organisiert. Die Struktur der Cathexis bezieht sich auf Beziehungen, die durch emotionale Bindungen geprägt sind. Dies umfasst nicht nur positive Affekte, sondern

auch feindselige emotionale Beziehungen. Die Funktionsweise dieser Struktur hat eine soziale und eine psychologische Dimension. Die offensichtlichste Art und Weise Begehren zu strukturieren sind kulturelle Tabus oder rechtliche Verbote wie zum Beispiel von Homosexualität. Mit psychoanalytischen Ansätzen lässt sich argumentieren, dass diese Verbote internalisiert werden. Es werden aber nicht nur Verbote internalisiert, sondern auch hegemoniale Vorstellungen von Sexualität und Beziehungen. Ein wichtiges Merkmal dieser Struktur (in westlichen Gesellschaften) ist die Dichotomisierung von Begehrensweisen und –objekten wie im Falle der Gegenüberstellung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ oder von ‚homosexuell‘ und ‚heterosexuell‘. Connell betont, dass dies zum einen aus einer psychoanalytischen Sicht nicht haltbar ist – Affekte und Libido sind häufig ambivalent und veränderbar – und verweist zum anderen auf nicht-westliche Gesellschaften, in denen Konzepte wie Hetero- oder Homosexualität nicht geläufig sind. Ein zweites Hauptmerkmal ist die dominante Form der Organisation sexueller Praktiken in der Form von Zweier-Paarbeziehungen. Die hegemoniale heterosexuelle Paarbeziehung basiert auf Differenz (zwischen ‚Mann‘ und ‚Frau‘) und Reziprozität. Insofern stellt sie einen gewissen Gegenpol dar zu den Beziehungen, die durch die oben genannten Strukturen organisiert sind. Die Differenz jedoch impliziert eine spezifische Ungleichheit: Frauenkörper werden durch Medien, Marketing usw. auf eine Art und in einem Ausmaß sexualisiert, welche auf Männerkörper nicht zutrifft; die (erotische) Reziprozität basiert zudem auf einem ungleichen Abhängigkeitsverhältnis aufgrund ungleicher Zugänge zu materiellen Ressourcen. Hier wird das Zusammenspiel der Struktur der emotionalen Beziehungen mit den Strukturen der Arbeit und der Macht deutlich (vgl. Connell 1987, 111)

5.1.1.4 *Symbolismus, Kultur, Diskurs*

Diese Ebene reflektiert theoretische Entwicklungen poststrukturalistischer Debatten und der *queer theory*. Soziale Praxis rekuriert immer auf Bedeutungen und Diskurse, „die Gesellschaft bildet notwendig eine Welt von Bedeutungen.“ (Connell 2013, 111) Auf Geschlecht bezogen bedeutet dies, dass „[w]ann immer wir von „einer Frau“ oder „einem Mann“ reden, rufen wir ein gewaltiges System von Verständnissen, Implikationen, Obertönen und Anspielungen auf, die sich im Verlauf unserer Kulturgeschichte angesammelt haben.“ (Connell 2013, 118) Die Signifikanten „Mann“ und „Frau“ erhalten ihre Bedeutung erst durch ihre Einbettung in ein Netz von Begriffen und Symbolen; ihre Bedeutungen umfassen weit mehr als biologische Definitionen. Das System der Sprache selbst wurde von Jaques Lacan als „phallokratisch“ bezeichnet, als ein System, „in dem der Ort der Autorität, die privilegierte Subjektposition, immer männlich ist.“ (Connell 2013, 119) Connell kritisiert diese Auffassung als übermäßig

deterministisch und verweist auf *queere* Kritiken und Praktiken, welche die Möglichkeiten der Subversion von Sprache und Identitäten betont. Connell bezeichnet die vier dargestellten Dimensionen als Strukturmodell bzw. als Denkinstrumente, welche eine differenzierte Sicht auf gesellschaftliche Verhältnisse ermöglichen sollen. Die vier Dimensionen bezeichnen somit nicht verschiedene Realitäten oder Institutionen, sondern Aspekte des Sozialen. Neben diesem Strukturmodell streicht Connell auch die zentrale Rolle spezifischer patriarchaler Institutionen hervor. Auf diese Ausführungen werde ich im nächsten Abschnitt eingehen.

5.1.2 Institutionen

Connell stellt fest, dass in feministische Debatten häufig Geschlecht auf der Makroebene, z.B. in Bezug auf Ökonomie oder Staaten, sowie auf interpersoneller Ebene thematisiert wird, die ‚dazwischen‘ liegende Ebene der Institutionen jedoch unterthematziert sei. Geschlechterverhältnisse strukturieren in variierendem Ausmaß alle gesellschaftlichen Bereiche, Organisationen und Institutionen. Drei in diesem Zusammenhang wichtige Institutionen sind für Connell die Familie, der Staat und die Straße. Die *Familie* ist eine komplexe Institution: „In no other institution are relationships so extended in time, so intensive in contact, so dense in their interweaving of economics, emotion, power and resistance.“ (Connell 1987, 121) Daher kann die Familie anhand des Strukturmodells (s.o.) analysiert werden. Die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung innerhalb der Familie variiert mit Ort und Zeit, doch ein zentrales Muster scheint sich über lange Zeit hinweg zu halten: Jüngere Personen sind älteren untergeordnet, Männer sind Frauen untergeordnet; dies wird durch maskulinistische Ideologien gestützt. Emotionale Beziehungen spielen eine zentrale Rolle innerhalb von Familien; Beziehungen können gleichzeitig von Nähe und von Feindseligkeit geprägt sein. Die Familie kann auch ein Hort von Widersprüchen sein: z.B. kann eine traditionelle patriarchale Arbeitsteilung dazu führen, dass im Bereich des Privaten Frauen ‚das Sagen‘ haben, wodurch die Macht des ‚Familienvaters‘ bedroht werden kann (vgl. Connell 1987, 121) Der *Staat* hat auf vielen Ebenen einen Einfluss auf Geschlechterverhältnisse: Sozialpolitik, Geschlechterideologien, Gesundheitssystem etc. Innerhalb des Staates herrscht eine stark vergeschlechtlichte Arbeitsteilung vor, wobei Männer vor allem in Führungspositionen und in repressiven Staatsapparaten (Polizei, Militär...) stark überrepräsentiert sind. Der Staat bewaffnet somit Männer und entwaffnet Frauen. Die von diesen Männern ausgehende Gewalt trifft jedoch nicht primär Frauen, sondern Männer, als ‚Kriminelle‘ oder in Kriegssituationen. Dies verdeutlicht, dass im Staat nicht nur Geschlechterverhältnisse zwischen Männern und Frauen ausgehandelt werden, sondern auch zwischen Männern und verschiedenen Formen von Männlichkeit. Von Feminist*innen wurde er häufig als inhärent patriarchale Institution

begriffen, deren Funktion es sei patriarchale Macht zu sichern. Connell sieht den Staat zwar durchaus als in einem patriarchalen politischen Prozess konstruiert, verweist aber auf die häufig zu beobachtende Widersprüchlichkeit staatlichen Handelns in Bezug auf Geschlechterverhältnisse. Ein Staat mag gleichzeitig gegen Diskriminierung von Homosexualität eintreten, jedoch eine homofeindliche Einstellungspolitik verfolgen und zur Stigmatisierung von HIV/AIDS beitragen; während viele Staatsapparate zur Reproduktion von Heteronormativität beitragen, werden auch feministische Projekte, wie zum Beispiel Forschung oder Frauenhäuser staatlich finanziert. Folglich begreift Connell den Staat „not as the manifestation of a patriarchal essence, but as the centre of a reverberating set of power relations and political processes in which patriarchy is both constructed and contested.“ (ebd., 125). Die *Straße* oder der öffentliche Raum sind entlang vergeschlechtlichter Demarkationslinien strukturiert: Sichtbare Arbeit mit Kindern oder Prostitution werden meistens von Frauen ausgeübt, während Polizei, Kriminalität und technische Berufe primär männliche Domänen sind. Auf Straßen wird körperliche, psychische und emotionale Gewalt gegenüber Frauen ausgeübt, was als Konsequenz für die betroffenen Unwohlsein bis Meidung bestimmter Orte zur Folge hat. Die meiste körperliche Gewalt besteht unter Männern, häufig in Männer-Gruppen („gangs“) organisiert. Die Straße ist auch ein Ort, an dem diverse Formen von Maskulinität und Femininität sichtbar werden, durch die Geschlechtsperformances von Personen oder auf Werbeflächen (vgl. ebd., 132)

5.2 Jeff Hearn: Patriarchate

Entgegen vieler Kritiken, hält Hearn an dem Begriff des *Patriarchats/der Patriarchate* fest. Die des etymologischen Ursprungs des Wortes entsprechende Herrschaft der Väter mag heute sicherlich keine akkurate Beschreibung männlicher Dominanz mehr sein, doch die Aussage, dass Männer *kollektiv* und *strukturell* die Dominante im Geschlechterverhältnis darstellen, wenn auch in veränderter Form, ist auch heute valide. Nicht alle Männer profitieren individuell von einer patriarchalen Gesellschaftsordnung, doch *tendenziell*; d.h. einzelne empirische Ausnahmen widerlegen noch nicht die These struktureller Dominanz. Hearn bezeichnet folglich mit dem Begriff nicht die Herrschaft der Väter, sondern „oppression *by men*, be it over women, children (or animals, plants or nature)“¹⁷ (Hearn 1987, 43). Der Begriff des Patriarchats rekuriert nicht auf einen Biologismus, sondern auf historisch spezifische, in gesellschaftlichen Machtverhältnissen konstruierte Geschlechter; er beschreibt auch nicht ein omnipräsentes

¹⁷ An andere Stelle nennt Hearn auch die Unterdrückung anderer Männer (vgl. z.B. ebd.:95ff.)

Dominanzverhältnis zwischen allen individuellen Frauen und Männern und verneint nicht die Möglichkeit lokaler Dominanzen von Frauen über Männer. Hearn illustriert dieses Argument anhand eines Vergleichs mit Kapitalismus: Hier stehen sich strukturell Kapital/Kapitalist_innen und Lohnarbeiter_innen gegenüber, wobei erstere von diesem Verhältnis (ungleich mehr) profitieren. Dies schließt klasseninterne Konflikte und Differenzen, Gewalt von Arbeiter_innen an Bürger_innen oder auch Freund_innenschaften zwischen diesen jedoch nicht aus. Dennoch, der Verweis auf die strukturelle Natur der differenziellen De-/privilegierung im Kapitalismus ist unumgänglich, um Aspekte der Dynamiken in einer solchen Gesellschaft zu verstehen (vgl. ebd.). Da patriarchale Herrschaft jedoch kein monolithisches System ist, welches nur auf einer einzigen Logik basiert, schlägt Hearn vor von *Patriarchaten* zu sprechen: „[T]here are effectively lots of patriarchies, dominated by different types of men, operating simultaneously, overlapping, interrelating, contradicting.“ (Hearn 1992, 2)

In einer patriarchalen Gesellschaft beuten Männer als Klasse – das heißt kollektiv, strukturell und überindividuell – die Produkte reproduktiver Arbeit von Frauen, Kindern und anderen Männern aus. Dies wird durch ein strukturelles und institutionelles Setting organisiert, welches tendenziell Männer von reproduktiven Tätigkeiten trennt, ihnen jedoch die Kontrolle der reproduktiven Arbeit von Frauen ermöglicht (vgl. (Hearn 1987, 85). Eine zentrale institutionelle Erfindung zur Aufrechterhaltung dieses Ausbeutungsverhältnisses ist die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Hearn argumentiert, angelehnt an Mary O’Brien (1981), dass diese Trennung auf dem Prozess der biologischen Reproduktion *basiert*. Männer sind im Prozess der biologischen Reproduktion relativ machtlos: sie entledigen sich im Prozess der Befruchtung ihres Samens und sind ab diesem Moment passive Zuschauer; zudem sind Männer im Patriarchat von den meisten reproduktiven Arbeiten aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen ausgeschlossen. Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit ermöglicht vor diesem Hintergrund die Kontrolle reproduktiver Prozesse und schafft die Grundlage für weitere institutionelle Strategien zur Ausbeutung der Produkte reproduktiver Arbeitskraft von Frauen¹⁸.

Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit als Strategie der Ausbeutung reproduktiver Arbeit ist ein historisch recht junges Phänomen. Hearn bezeichnet diese in westlichen Staaten

¹⁸ Das Argument wirkt zirkulär: Männer sind u.a. wegen der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit von der Reproduktion ausgeschlossen und versuchen diese daher zu kontrollieren, indem sie die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit einrichten. Hearn versucht hier jedoch nicht eine historische Genese nachzuzeichnen, sondern die gesellschaftlichen Bedingungen zu verstehen, in denen sich patriarchale Herrschaft immer wieder herstellt. „The control of reproductive labour-powers is the cause and the effect of the public-private divide, and the patriarchal institutions of the public private worlds.“ (Hearn 1987, 87)

dominante Form patriarchaler Ausbeutung als *öffentliches Patriarchat* (public patriarchy). In dem Buch *Men in the public eye* (1992) stellt Hearn dar, wie sich Ende des 19. Jahrhunderts in Großbritannien und den USA die Strategien zur Aneignung der Produkte reproduktiver Arbeitskraft insofern verändert haben, als dass deren Kontrolle und Zugriff zunehmend über öffentliche Institutionen organisiert wurde und weniger über direkten Zugriff im Rahmen von Kernfamilien. Hearn zeigt auf, wie feministische Autor_innen auf verschiedene Arten die Dominanz der Öffentlichkeit über die das Private analysiert haben.¹⁹ Allen ist gemeinsam, dass sie eine Transformation der gesellschaftlichen Organisation patriarchaler Verhältnisse feststellen: von direkter und interpersoneller Dominanz im Bereich des Privaten und der heteronormativen Kernfamilie, hin zu indirekten, strukturellen und unpersönlichen Dominanzformen in der öffentlichen Sphäre und vom Staat ausgehend. Für dieses Phänomen zitiert Hearn verschiedene Erklärungsansätze: Im späten 19. Jahrhundert²⁰ verstärkte sich der Druck feministischer Kämpfe, zudem konnten sich Frauen vermehrt von der materiellen Abhängigkeit von (Ehe-)männern befreien, indem sie als Lohnarbeiter_innen in den aufkommenden industriellen Fertigungsstätten ein, wenn auch sehr geringes, eigenes Einkommen erhielten; es fand eine Transformation des Staates statt, von einem absolutistischen hin zu moderner ‚warfare‘ und ‚welfare‘ (vgl. ebd.: 37ff.). Einige Ansätze betonen die Rolle der Ökonomie oder des Aufkommens eines monopolistischen Kapitalismus, andere wiederum fokussieren die Rolle des Politischen oder des Staates. Auf die Frage, wie mit einer solchen Vielfalt an Erklärungsansätzen eines Phänomens bzw. verwobener Phänomene umgegangen werden kann, schlägt Hearn vor.

Rather than trying to produce *the* single account, all incorporating or all reducing, it is perhaps more helpful to recognize the possibility of difference in analysis, in the operation of public patriarchies, and in public men and public masculinities. (ebd.: 50)

Die Begriffe im Plural zu verwenden ist der Versuch eines Spagates: Auf der einen Seite sei es wichtig gesellschaftliche Machtverhältnisse und deren Institutionen zu benennen, auf der anderen Seite birgt das die Gefahr diese zu reifizieren (vgl. ebd.: 55ff.). Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit verschwimmt an ihren Grenzen. Weder gibt es Institutionen, die nur in einem der Bereiche wirken, noch lässt sich auf Erfahrungs- oder räumlicher Ebene eine klare Trennung ausmachen. Dennoch, die Tendenz, dass die Kontrolle reproduktiver

¹⁹ Er diskutiert die Ansätze von (Borchorst und Siim 1987; Brown 1981; Dworkin 1983; Eisenstein 1981; Guillaumin 1980; Hernes 1984, 1987, 1988a, 1988b; H. Holter 1984; Laurin-Frenette 1982; Siim 1988, 1988; Stacey und Davies 1983; Ursel 1986; Walby 1990, 1990)

²⁰ Hearn bezieht sich dabei v.a. auf Großbritannien und die USA

Arbeitsprozesse seit Ende des 19. Jahrhunderts zu immer stärkerem Ausmaß von Institutionen wie dem Staat, den Berufen oder den Medien gewährleistet wurde und im gleichen Zuge die Macht der Männer im Bereich der Familie und es Häuslichen geschwächt wurde, stellt für Hearn ein zentrales Moment dar, um die Reproduktion patriarchaler Verhältnisse zu verstehen (vgl. ebd.: 1ff.)

5.2.1 Institutionen

Hearn identifiziert eine Reihe von Institutionen, die auf verschiedenen Ebenen die Ausbeutung der reproduktiven Arbeitskraft, tendenziell v.a. von Frauen, organisieren. Diese Institutionen bauen auf der Trennung von öffentlichen und privaten Bereichen auf, wobei den ‚öffentlichen‘ Institutionen eine regulierende Funktion der privaten Institutionen zukommt (vgl. Abbildung 1). In Kapitel 4 habe ich die vier von Hearn konzeptualisierten Typen von reproduktiver Arbeitskraft dargestellt. Ich habe dort aufgezeigt, wie sich mit Hearn Geschlechterverhältnisse nicht aus den Eigenschaften menschlicher Körper ableiten lassen, sondern dass diese kollektiv und strukturell, in Form von Institutionen (denen im Rahmen dominanter Geschlechterideologeme durchaus etwas ‚naturhaftes‘ anhängen mag) (re-)produziert werden. Die vier zentralen Institutionen basieren jeweils *primär* auf einer der vier Typen reproduktiver

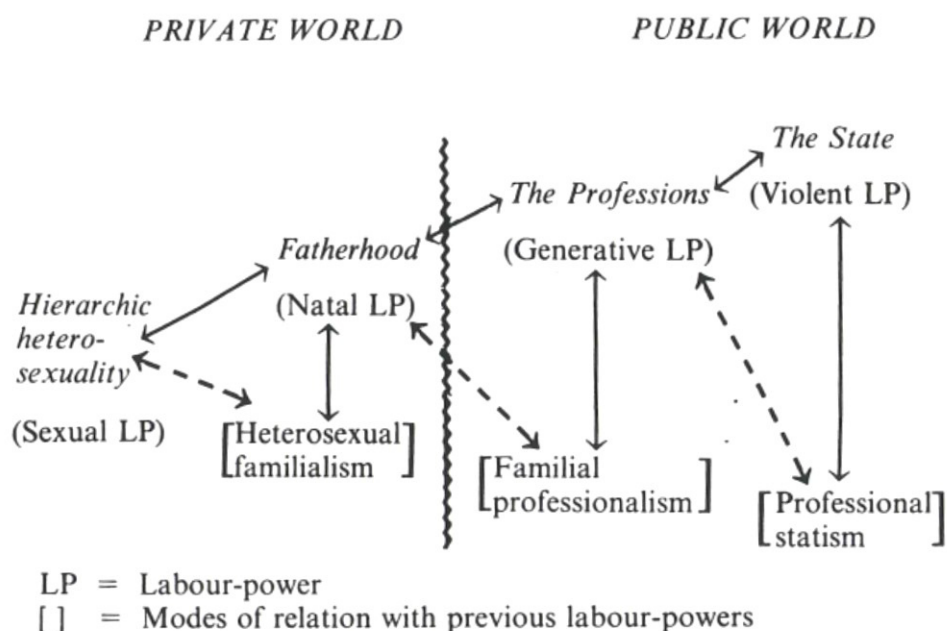


Abbildung 1 Patriarchat - öffentlich und privat (Quelle: Hearn (1987, 90))

Arbeitskraft – sexuelle, biologische, reproduktive und destruktive Arbeitskraft (vgl. Kapitel 4). Die Institutionen sind jedoch auch mit den anderen Typen von Arbeitskraft verbunden, z.B.

bezieht sich Vaterschaft nicht nur auf biologische Reproduktion, sondern wirkt sich auf Sexualität aus (Hearn 1987, 89).

5.2.1.1 Hierarchische Sexualität

Sexualität bzw. sexuelle Praktiken wird es in den meisten Gesellschaften geben. Im Patriarchat ist Sexualität jedoch nicht lediglich eine Beziehung zwischen zwei Körpern, sondern typischerweise hierarchisch: Die Hierarchie geht aus von Männern über Frauen, der Sexualität von Männern über die Sexualität von Frauen, Heterosexualität über andere Formen von Sexualität. Hearn bedient sich des Konzepts der „compulsory heterosexuality“ von Adrienne Rich (Rich 1980), um aufzuzeigen, dass Heterosexualität nicht in jeglicher Form andere Sexualitäten ausgrenzt und delegitimiert. Hierarchische Heterosexualität setzt ein Machtgefälle zwischen Männern und Frauen voraus. Eine nicht-hierarchische Heterosexualität ist unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen möglich: „To develop egalitarian heterosexuality would necessarily mean a loss of domination of heterosexuality over other sexualities. In other words, heterosexuality that is not hierarchic undermines heterosexuality.“ (Hearn 1987, 91) Die gesellschaftliche Dominanz hierarchischer Heterosexualität wird über Gesetze, Organisationen, Ideologien und Aktivitäten, welche von Männern dominiert werden, reproduziert.²¹ Hierarchische Heterosexualität basiert auf sexueller Arbeitskraft, also auf der materiellen Beziehung zwischen Körpern. Sie produziert Frauen als bloße Anhängsel von Männern; die schrecklichsten Auswirkungen sind Vergewaltigung, sexualisierte Gewalt und Mord, doch auch die routinemäßige Verfügbarkeit von Frauen als Lustobjekte von Männern in öffentlichen und privaten Räumen ist ein Aspekt. Die Basis sexueller Unterdrückung liegt im Privaten, im Bereich der Familie, doch auch öffentliche Bereiche spielen eine wichtige Rolle, wie z.B. die heterosexuelle Dominanz im öffentlichen Raum oder Diskriminierung am Arbeitsplatz (vgl. ebd.: 90ff.)

5.2.1.2 Vaterschaft

Die Institution der Vaterschaft ermöglicht es Männern den Bereich der Familie zu dominieren, sie steht daher auch in Zusammenhang mit der Kontrolle von Sexualität. Vaterschaft garantiert einen Anspruch auf die Produkte biologischer Reproduktion, also vor allem Kinder, auch gerade vor dem Hintergrund der potenziellen Unsicherheit in Bezug auf biologische Verwandtschaft.

²¹ Zum Zusammenhang zwischen Organisationen und Sexualität, siehe auch Hearn und Parkin (1995).

Fatherhood is an established means of men becoming involved with children and in childcare, yet usually in a closely prescribed way. It focuses a man's attention on particular, that is 'his' children, whilst at the same time giving legitimation to the avoidance of childcare, whether through paid working, in the exertion of authority, distaste for 'messy jobs', or disinterest in 'other' children. (ebd.: 111)

Die Institution der Vaterschaft ist ein Produkt der öffentlichen, von Männern dominierten Sphäre und stellt ein Übereinkommen zwischen Männern dar, welches u.a. in Form von Gesetzen festgeschrieben wird. Auch wenn die Macht von Vätern zuletzt in westlichen Gesellschaften, wie z.B. anhand von Scheidungsraten oder dem Aufkommen neuer Familienformen ersichtlich, abgenommen hat, ist die Rolle von Vätern nach wie vor bedeutend. Die Dominanz von Männern in Familien schafft einen Rahmen, in dem Vergewaltigungen und andere Formen der Gewalt nach wie vor sehr häufig sind (vgl. ebd.: 92)

5.2.1.3 *Die Berufe*

Die Berufe ‚befinden‘ sich in der Öffentlichkeit. Einige von ihnen haben eine gewichtige Autorität in Bezug auf reproduktive Tätigkeiten:

[T]hey have a number of responsibilities in relation to the control of reproduction, including the control of sexuality and birth, as in psycho-sexual and gynaecological branches of medicine respectively. The professions also have a broader role in relation to caring, nurturing, ageing, the reproduction of labour-power, generation, and death. [... They are a prime institution of patriarchy in men's monitoring and control of these 'difficult' areas of 'life'. (Hearn 1987, 92)

Mit Ann Ferguson (1981) argumentiert Hearn, dass Berufe wie ‚Arzt‘, ‚Therapeut‘ oder ‚Sozialarbeiter‘ zu einer Zeit etabliert und von Männern besetzt wurden, als Väter in den Familien an Macht verloren. Diese Berufe ermöglichen Einflussnahme auf die mentale und körperliche Gesundheit von Frauen durch Männer. Hearn zeigt auf, wie im historischen Verlauf reproduktive Tätigkeiten in den Bereichen Gesundheit, Konfliktlösung, Lehre und Ausbildung, Beratung lange Zeit von Frauen ausgeübt wurden und im Verlauf der letzten Jahrhunderte zunehmend in die Kontrolle von Männern gebracht wurden und zwar durch die Konstruktion von Berufe wie Arzt, Anwalt, Lehrer oder Priester (sic!). Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert wurden diese Bereiche zunehmend geschlechtlich ausdifferenziert mit dem Ergebnis, dass diese Berufsfelder fast komplett von Männern dominiert wurden. Nicht nur die personelle Dominanz der Berufe, sondern auch die ideologische Einbettung dieser Tätigkeiten, z.B. in Bezug auf Krankheiten und Emotionen, spielten hierbei eine Rolle. (vgl. ebd.: 121ff.).

The domination of men in these early professions was complete [...] This was not only a numerical domination but a domination of the ethos of the professions, according to which only 'gentlemen' of independent means needed to apply for membership in the first place. (ebd.: 124)

Ein gemeinsames Moment dieser Berufe ist deren Autorität in Bezug auf Emotionen. Hearn argumentiert, dass heute reproduktive Berufe zwar viel häufiger von Frauen ausgeübt werden, dass aber Positionen mit Weisungsbefugnis überproportional von Männern besetzt werden. Krankenpfleger_innen, Hebammen, mobile Pflegedienste u.a. unterstehen der Autorität von Ärzt_innen; Sozialarbeiter_innen sind verpflichtet ihre Tätigkeiten für Gerichte, Ärzt_innen und die Polizei durch Dokumentationen transparent zu machen. Diese und andere Hierarchien ermöglichen – so Hearn – männliche Dominanz auch in Bereichen, die numerisch von Frauen dominiert werden. (vgl. ebd.: 126ff.)

5.2.1.4 Der Staat

Der moderne Staat ist ein komplexes Ensemble von Institutionen, welches männliche Macht sichert und fortschreibt. „The state is the *concrete consolidation* of men's appropriation of violent labour-power“ (Hearn 1987, 93), im Staat bündeln sich die Institutionen der Gewalt und diese sind zu einem exorbitanten Ausmaß von Männern dominiert. In modernen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften liegt das Gewaltmonopol beim Staate; und auch wenn dieses vermeintlich dem Gemeinwohl dienen soll, liegt das Potenzial für organisierte Gewaltausübung in den Händen von Männern. Zudem strukturiert und beeinflusst der Staat den Zugriff auf alle Formen reproduktiver Arbeitskraft: er stellt den Rahmen für die Kontrolle der öffentlichen Sphäre, durch die Regierung, durch Partei-Politiken, durch die Verabschiedung von Gesetzen; er umfasst die gesellschaftliche Organisation von Sexualität, Geburten und Erziehung; Vaterschaft, hierarchische Sexualität und Berufe werden durch Gesetze und Regulierungen gestützt usw.

Hearn kritisiert die Dethematisierung von Geschlechterverhältnissen bzw. männlicher Dominanz in den meisten Debatten um den Staat. Dabei wird männliche Dominanz zu einem großen Ausmaß im Staat organisiert, der Staat ist personell dominiert von Männern. Die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in verschiedenen Staatsapparaten unterscheidet sich zwar mitunter stark, doch bemerkenswerterweise sind diejenigen Bereiche, in denen es um Repression und Gewalt geht viel stärker von Männern dominiert als andere, wie z.B. in den Bereichen Wohlfahrt oder Sorgearbeit – diese sind für gewöhnlich „male dominated and female membered“ (ebd.: 94). Hearn fasst dies folgendermaßen zusammen: Je näher staatliche Praxen an den *Punkten der Reproduktion* sind – also z.B. Konzeption, Geburt, Pflege, frühkindliche Entwicklung – desto ausgeprägter sind vergeschlechtlichte Arbeitsteilung und

Machtunterschiede. Doch nicht nur die repressiven Elemente des Staates reproduzieren patriarchale Verhältnisse. Hearn verweist auch auf den Zugriff auf reproduktive Tätigkeiten durch den Sozialstaat. Diesen bezeichnet er als „collective father-figure, a new representative of men-as-a-group“ (Burstyn, zit. nach ebd.: 115), von welchem Autorität über Sozialhilfemaßnahmen, medizinische Versorgung, Versicherungen ausgeht, was zwar in vielen Fällen eine Absicherung bedeutet, aber keineswegs nur das: Der ‚Sozialstaat‘ ermöglicht auch den biopolitischen Zugriff auf Sexualität, Familienplanung etc, indem er z.B. reproduktive Rechte einschränkt (z.B. Illegalisierung oder Unterfinanzierung von Abtreibungen) oder durch heteronormative Gesetze und Politiken nicht-heteronormative Familienentwürfe und Sexualitäten diskriminiert. (vgl. ebd.. 115f.) Die Expansion des Staates und der Berufe sind für Hearn zwei grundlegende Dynamiken bei der Herausbildung öffentlicher Patriarchate. Die Bewegung vom „law of the father“ zu den „law(s) of the state“ markiert einen Übergang der patriarchalen Organisation. (Hearn 1992, 91). Doch Staat ist keineswegs Agent der bloßen Entmachtung von Vätern; vielmehr stützen viele staatliche Politiken die Macht der Väter (vgl. ebd.: 83f.).

All diese Institutionen reproduzieren sich nicht von selbst, es bedarf dazu der Agency von Männern, die im Sinne dieser patriarchalen Institutionen handeln. Männer profitieren von diesem Geschlechterarrangement durch die strukturierte Ausbeutung der reproduktiven Arbeit von Frauen. Dies resultiert in einem Zugewinn an Macht und Ressourcen für Männer. Individuelle Männer müssen dazu keineswegs *per se gewaltvoll* sein, sie sind in vielen Fällen freundliche und fürsorgliche Personen. Im Rahmen dieser Institutionen und Strukturen agieren Männer jedoch als *Agenten einer Klasse von Männern*, welche deren Handeln strukturiert. Wie genau Hearn Männer in den Blick nimmt, werde ich im nächsten Kapitel näher betrachten.

5.2.2 Revisionen

Hearns hier aufgeführte Perspektive ist inzwischen 30 Jahre alt, in der Zwischenzeit haben sich die Debatten verändert, u.a. wurden Stimmen aus der postkolonialen Theorien, den queer, trans und dis_ability studies lauter und haben neue, wichtige Begriffe eingeführt. Wie ich in den kommenden Kapiteln noch zu zeigen erhoffe, wurde auch Hearns Denken von diesen Debatten stark geprägt. Die in diesem Kapitel aufgezeigten Ausführungen bleiben jedoch weiterhin relevant, auch wenn sie zum Beispiel in Bezug auf Intersektionalität weitergedacht wurden. In einem aktuellen Band streicht Hearn (Hearn 2015a) als zentrale Erkenntnis seiner früheren Arbeiten und den diesen in vielerlei Hinsicht ähnelnden Arbeiten von Walby (1986, 1990) die hier identifizierten Arenen, Strukturen und Institutionen patriarchaler Verhältnisse hervor.

Diese sind: Kapitalistische Arbeit, Reproduktion der Arbeitskraft, die Familie, Prokreation, der Staat, Regeneration/Degeneration, Sexualität, Gewalt und Kultur/Ideologie (Hearn 2015a, 88).

5.3 Michael Meuser: Geschlechtlicher Habitus

Michael Meusers Buch *Geschlecht und Männlichkeit - Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (Meuser 1998) wurde zumindest in der deutschsprachigen Debatte über Männlichkeiten breit rezipiert. Meuser nimmt in diesem umfangreichen Buch u.a., neben einem umfangreichen empirischen Teil, eine Analyse der – mal impliziten, mal expliziten – Männlichkeitskonzeptionen in einigen soziologischen Klassikern (Tönnies, Simmel, Durkheim) vor und setzt sich kritisch mit rollentheoretischen Zugängen zu Geschlecht auseinander. Diese Aspekte werde ich hier aussparen. Im folgenden werde ich näher auf Meusers Auseinandersetzung mit Patriarchatskonzepten, der „gender-Perspektive“ und soziologischen Geschlechtertheorien eingehen und aufzeigen, wie Meuser Geschlecht als gesellschaftliche Kategorie begreift. Meuser entwickelt hierbei kein verdichtetes theoretisches Modell, sondern streift durch verschiedene Theorien, teils sich abgrenzend, teils anlehnend. Am Ende werde ich versuchen diese Bezugnahmen zu bündeln und ausformulieren, welchen Blick auf Geschlecht Meuser seinen Untersuchungen zugrunde legt.

5.3.1 Kritik an Patriarchatsatheorien

Meuser steht dem Patriarchatsbegriff kritisch gegenüber, wie bereits in den einleitenden Worten zu dem entsprechenden Abschnitt klar wird. Hier diagnostiziert er einen Paradigmenwechsel (hin zum Gender-Begriff) und stellt fest, dass das „Konzept des Patriarchalismus selbst in der Frauenforschung heute größtenteils als überholt, wenn nicht als wissenschaftlich unbrauchbar bezeichnet wird.“ (Gerhard zit. nach ebd., 77) Der gemeinsame Nenner verschiedener Patriarchatskonzepte sei deren Perspektive auf Männer privilegierende Geschlechterverhältnisse als das zentrale oder ein zentrales Prinzip der Vergesellschaftung.²² Meuser zitiert exemplarisch einige Passagen aus einschlägigen Werken feministischer Theoretiker*innen, um die These auszuführen, dass Patriarchatskonzepte übermäßig deterministisch seien, und dass das ihnen zugrunde liegende Primat der sozialen Verhältnisse über die individuellen Intentionen keinen Raum ließe, um „Handlungsspielräume und Binnendifferenzierungen“ (Meuser 1998, 81) männlichen Handelns zu erfassen. Es sei verkürzt anzunehmen, jeder individuelle Mann sei ein Ausbeuter und Unterdrücker, dies entspräche

²² Meuser setzt sich im Rahmen dieser Argumentation u.a. kritisch mit den Theorien von Beer (1990), Cockburn (1991), Walby (1986) und Becker-Schmidt und Knapp (1989) auseinander.

nicht der empirischen Realität und verleite zu tendenziösen Forschungsansätzen, die nichts anderes sehen können, als die theoretisch postulierte Unterdrückung. Meusers Anliegen ist eine „empirisch-rekonstruktive Forschung“ (ebd., 82) und dies benötige eine konzeptuelle Offenheit gegenüber dem Gegenstand; diese Offenheit sei nicht gegeben, wenn ein Begriff des Patriarchats als Strukturkategorie vorausgesetzt würde.

„Diese analytische Offenheit habe das „gender“-Konzept“ (ebd.), womit es möglich sei die „Multidimensionalität der Strukturen des Geschlechterverhältnisses“ mittels empirischer Rekonstruktion zu fassen. Die „gender-Perspektive“ begreift Geschlecht sozialkonstruktivistisch, nicht als monolithisch, sondern als vieldimensional und „wirft einen differenzierenden Blick auch auf männliche Lebenszusammenhänge“ (ebd., 83), ohne dabei Macht auszublenden. Während im Patriarchatskonzept Macht inhaltlich spezifiziert wird (als männlich), begreift die „gender-Perspektive“ Macht als formale Kategorie. Gender eröffnet ein weiteres Blickfeld, welches Forschungsgegenstände wie geschlechtliche Arbeitsteilung, Persönlichkeit, Identität und Inszenierung umfasst und ist somit empirisch instruktiv.

Grosso modo lässt sich sagen, dass die methodologische Orientierung der gender-Perspektive den Maximen einer interpretativen Soziologie folgt. Damit gewinnt die verstehende Rekonstruktion von Eigen- wie Fremdwahrnehmung, von Deutungsmustern des Geschlechterverhältnisses und der eigenen Position in diesem, wie sie dem Denken und Handeln von Frauen und Männern zugrundeliegen, an Bedeutung. Hinsichtlich der Untersuchung von Männerwelten und Männlichkeitsmustern hat das zur Folge, daß Orte, an denen die Konstruktion von Männlichkeit geschieht, zum Gegenstand der Forschung gemacht werden und daß diese Forschung sich bemüht, die Perspektive der dort angesiedelten Männer ohne Rekurs auf vorgegebene inhaltliche Kategorien zu erfassen. (S. 85)

Dass die Perspektive von Männern in Bezug auf Geschlechterverhältnisse einzunehmen eine gewisse Ambiguität mit sich bringt, streicht Meuser heraus. Es sei dabei wichtig den Blick für Machtverhältnisse nicht zu verschließen und Männer/Jungen nicht isoliert zu betrachten.

Jenseits explizit feministischer Theorien bezieht sich Meuser auf die *interaktionistische Geschlechtersoziologie*²³, welche die Entwicklung einer Geschlechtsidentität und die Institutionalisierung („ausgehandelte Ordnung“) der Geschlechterverhältnisse in den Fokus rückt. Geschlecht wird dieser Perspektive folgend durch menschliche Interaktion hergestellt, welche nach geschlechtlich differenzierten Mustern organisiert ist. Bereits in jungen Jahren entwickeln Kinder einen „rudimentäre[n] Sinn für Geschlechtsidentität“ und werden daraufhin zu Agenten ihrer eigenen Geschlechtsentwicklung. Zentral für diese Entwicklung ist die

²³ Meuser bezieht sich hierbei v.a. auf Cahill (1983, 1987, 1989)

„Reaktion von signifikanten Anderen“ auf die frühen Geschlechtsinszenierungen (ebd., 68). Vorlage für diese Entwicklung sind symbolische Repräsentationen von Geschlecht, die menschliche Körper mit Bedeutung versehen. Die Institutionalisierung von Geschlechterverhältnissen wird hierbei v.a. auf der „Mesoebene“ konzeptualisiert, z.B. in Organisationen und der Familie. Männer sind im Rahmen dieser Institutionen häufig mit mehr „Verhandlungsressourcen“ ausgestattet, als Frauen und haben somit die Macht Prozesse ihren Interessen gemäß zu dominieren (vgl. ebd., 68f.)

Erving Goffman (1981, 1994) folgend betont Meuser zudem die zentrale Rolle von Identitätszuschreibungen und ritualisierten Darstellungsformen, sowie deren Institutionalisierungen. Geschlecht ist ein „Fall sozialer Klassifikation“ (Meuser 1998, 70) und wird mikropolitisch (re-)produziert, z.B. durch geschlechtsspezifische Darstellungen in der Werbung (diese hat Goffman ausgiebig analysiert) oder die Trennung von Toiletten. Meuser hebt hervor, dass bei Goffman – in Abgrenzung zu dekonstruktivistischen oder „doing gender“ Ansätzen – neben den lokalen Praktiken die Rolle von Institutionen betont wird. Das vergeschlechtlichte Subjekt wird hierbei als ‚intelligente*r‘ Akteur*in bezeichnet, der*die im Laufe des Lebens die Fähigkeit und Bereitschaft erwirbt, „einen Plan einzuhalten, und zwar den für das eigene Geschlecht vorgesehenen Plan“ (ebd., 71). Geschlecht ist Praxis und existiert nur als soziale Praxis, nicht außerhalb oder vor dieser. Die soziale Produktion von Geschlecht basiert auf der „Kooperation“ von Männern und Frauen, die jedoch aus „strukturell ungleichen Positionen heraus“ stattfindet. Meuser betont auch hier die Notwendigkeit Dominanz, Macht und Herrschaft als Teil dieser Praxen zu analysieren.

Zusammengefasst lässt sich Meusers Position folgendermaßen beschreiben: Patriarchatstheorien setzen Geschlecht als dichotom gegeben voraus, anstatt dessen kollektive Herstellung erst erklären zu wollen. Sozialkonstruktivistische Perspektiven hingegen begreifen „Zweigeschlechtlichkeit selbst als soziale Praxis“ (ebd., 107), wobei Differenz und gleichzeitig eine Hierarchie hergestellt wird. Letztlich stellt Meuser dennoch – etwas überraschend – fest, dass die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern als soziostrukturell verankert zu begreifen ist und gleichzeitig die lokale Produktion von Geschlecht/Zweigeschlechtlichkeit in den Blick genommen werden muss. Wie kann jedoch die Vermittlung zwischen Struktur und Handlung am besten gedacht werden? Dies könne am besten gelöst werden mit dem Konzept des *Habitus* von Pierre Bourdieu, der – so Meuser – „den anspruchsvollsten Versuch dar[stellt], die

Dimensionen von Sozialstruktur und sozialem Handeln miteinander zu vermitteln.“ (ebd.) und den auf Geschlecht zu beziehen Meuser sich zur Aufgabe macht²⁴.

5.3.2 Geschlechtlicher Habitus

Habitus meint bei Bourdieu ein System dauerhafter Dispositionen, welche es Personen ermöglicht sich in herausfordernden und verunsichernden Situationen auf eine bestimmte Art und Weise zu verhalten. Der Habitus einer Person reflektiert deren Soziallage; Personen, die in ähnlichen Soziallagen sozialisiert wurden, „tendieren dazu, soziale Situationen in ähnlicher Weise wahrzunehmen und ähnlich zu handeln: weil sie einen ihrer Soziallage korrespondierenden Habitus ausgebildet haben“ (ebd., 108), der sich prägend auf Denken, Wahrnehmung und Handeln einer Person auswirkt. Jeder Soziallage entspricht *nur ein Habitus*, somit wird über die soziallagenspezifischen Handlungsdispositionen auch soziale Differenz und Ungleichheit hergestellt. Insofern das Handeln eines Individuums habituell organisiert ist, macht es sich der Produktion von Ungleichheit schuldig. Die Soziallage ist bei Bourdieu durch Konfigurationen von sozialen, kulturellem und ökonomischem Kapital strukturiert. Im Laufe der Sozialisation wird ein bestimmter, den Kapitalsorten entsprechender Habitus, in die Körper der Subjekte eingeschrieben. (vgl. ebd., 108f.) .

Geschlecht spielt in Bourdieus Ausführungen zu Geschlecht nur eine marginale Rolle und wird nicht systematisch in die Theorie eingearbeitet – mit Ausnahme des späten Artikels *Die männliche Herrschaft* (Bourdieu 2005), den Meuser neben Connells Arbeiten als „theoretisch anspruchsvollste[n]“ Theorieentwurf zu männlicher Herrschaft lobt (Meuser 1998, 110). Geschlecht wird hier folgendermaßen verstanden: Der „vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus [...] erzeugt gesellschaftlich vergeschlechtlichte Konstruktionen der Welt und des Körpers, die zwar keine geistigen Repräsentationen, doch darum nicht weniger aktiv sind. Desgleichen bringt er synthetische und passende Antworten hervor.“ (Bourdieu zit. nach ebd., 110) Auf dieser Basis entwickelt Meuser den Begriff des *geschlechtlichen Habitus*, der eine soziologische Definition von Geschlecht ermöglicht:

[E]in Geschlecht [existiert] nur dadurch [...], dass die Angehörigen einer Geschlechtskategorie gemäß einem Prinzip handeln, das für diese, nicht aber für die andere Geschlechtskategorie Gültigkeit hat. Mit anderen Worten: Die soziale Existenz eines Geschlechts ist an einen spezifischen Habitus gebunden, der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert. (ebd., 112)

²⁴ Der Habitusbegriff wurde von Bourdieu vor allem in Bezug auf Klasse gedacht

Der geschlechtliche Habitus ist das „Erzeugungsprinzip“ (ebd., 108) des *doing gender*, er „garantiert als ‚modus operandi‘ dessen Geordnetheit.“ (ebd., 113) Der Habitus ist somit diejenige Instanz, die individuelle Genderperformances strukturiert und somit Geschlecht zur überindividuell greifbaren Kategorie macht. Der Habitus steht jedoch nicht jenseits des Handelns, er wird in der Praxis (re-)produziert. Der geschlechtliche Habitus wird inkorporiert, der Körper somit zum „fleischlose[n] Gedächtnis“ (Fleischauer zit. nach ebd., 113) geschlechtlicher Darstellungen. In der dominanten Geschlechterideologie wird Geschlecht als physiologisch fundiert dargestellt und Geschlechterdifferenz somit naturalisiert. Die Tatsache, dass Geschlecht habitualisiert wird und sich jenseits reflexiver Prozesse in das Verhalten einschreibt, fügt sich nahtlos ein in diesen Diskurs ein, da in beiden Fällen Geschlecht vom Körper auszugehen scheint. „Die als zweite Natur realisierte Geschichte erscheint als erste, der geschlechtliche Habitus als von der Natur diktiertes Schicksal.“ (ebd., 114) Der vergeschlechtlichte Körper fungiert in der Semantik der Geschlechterordnung als „Analogien-Operator“: spezifische Körperdarstellungen (Haltung, Gestik, Kleidung, Tonlage...) werden assoziiert mit bestimmten Positionen „in einem sozialen Ordnungsgefüge“ (ebd., 114)

Die Frage, ob es pro Geschlecht (das sind in Meusers Konzeption zwei) *nur einen* Habitus gibt, beantwortet Meuser mit ‚ja‘: Zwar lasse sich durchaus von verschiedenen Männlichkeiten und Weiblichkeiten sprechen (wie Connell dies tut), diese befänden sich jedoch auf der Ebene der *Ausdrucksformen*. Der Habitus stelle demgegenüber ein *generierendes Prinzip* dar, welches den Ausdrucksformen zugrunde liegt. Es gibt pro Geschlecht einen Habitus, also einen männlichen und einen weiblichen. Der jeweilige Habitus manifestiert sich nicht in einer Uniformität von Handlungen, Einstellungen und Attributen; es gibt vielmehr unterschiedliche Ausprägungen von Femininität und Maskulinität, wobei soziales Milieu, Generationszugehörigkeit, Entwicklungsphase und familiäre Situation sich als lebensweltliche Erfahrungshintergründe erweisen, deren Relevanzstrukturen Einfluß auf die Muster haben, in denen sich der geschlechtliche Habitus manifestiert. (ebd., 115) Der geschlechtliche Habitus prägt das Verhalten jeder Person, auch wenn er „intentional geleugnet bzw. abgelehnt wird“ (ebd., 116). Vom Begriff der Geschlechtsrolle unterscheidet sich der des Habitus dadurch, dass bei zweitem der Aspekt der Inkorporierung und die Ungleichheitsrelation der Geschlechter einbezogen sind, während erster die Geschlechtsrolle als etwas dem Körper äußerliches greift und Geschlechter als komplementär gegenübergestellt werden.²⁵

²⁵ Zur Kritik: Zum einen wirkt der geschlechtliche Habitus unentrinnbar, wie Meusers Ausführungen aus S. 115f. deutlich machen. Kurz zuvor jedoch beschreibt er das „passing“ von transgender-Personen, denen es durchaus gelingt sich einen neuen Habitus anzueignen. Dass Transgender-Personen in einer heteronormativen Gesellschaft

5.4 Diskussion

Die Konzepte von Connell und Hearn überschneiden sich in vielen Punkten. Beide skizzieren konkrete Institutionen, denen bei der Reproduktion von patriarchalen Geschlechterverhältnissen eine zentrale Rolle zukommt. Ein großer Teil der in diesem Kapitel rezipierten Texte sind aus den 1980/90er Jahren. Somit stellt sich die Frage, inwiefern sich die institutionelle Verankerung von Geschlechterverhältnissen verändert hat. Dem empirisch nachzugehen wäre sicherlich gewinnbringend, das kann ich jedoch hier nicht leisten. Ich halte es für sehr grundlegend auf die geschlechterpolitischen Implikationen vermeintlich neutraler Institutionen hinzuweisen. Zudem ermöglicht eine solche Perspektive die Vermittlung gesellschaftlicher Machtverhältnisse mit ‚individuellen‘ Lebensentwürfen zu denken und vermeidet eine bloße Gegenüberstellung von Struktur und Handlung.

In Bezug auf den Staat unterscheiden sich Hearn und Connell. Während erster den Staat als Verdichtung patriarchaler Macht begreift und als patriarchale Institution per se begreift, verweist Connell auf die dem Staat inhärenten Widersprüchlichkeiten. Damit vertritt Hearn einen Staatsbegriff, welcher diesen als Instrument in den Händen einer Klasse (Männer) begreift. Eine solche Konzeption wurde in (neo-)marxistischen Staatsdebatten kritisiert. Der Staat wird hier als materielle Verdichtung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse begriffen; dies widerspricht einer Konzeption, die den Staat begrifflich mit männlicher Herrschaft gleichsetzt und somit die Komplexität und Widersprüchlichkeit staatlicher Apparate ausblendet (vgl. Ludwig, Sauer, und Wöhl 2009; Poulantzas 2002). Die Analyse eines historisch-konkreten Staates als patriarchal mag zwar häufig zutreffen und Hearn belegt dies auch eindrucksvoll im Rahmen seiner historischen Analysen, doch sollte m.E. eine begriffliche Offenheit bewahrt werden, welche es zulässt Verschiebungen gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse und deren Institutionalisierungen zu erfassen. Eine solche Offenheit bewahrt Connell, indem sie auch auf Widersprüchlichkeiten innerhalb des Staates verweist. Auch hinsichtlich der Analyse der Dominanz von Männern innerhalb von Familien unterscheiden sich die beiden Autor*innen. Für Hearn ist in diesem Zusammenhang die zentrale Institution die der Vaterschaft, für Connell die der Familie. Hier könnte die Frage gestellt werden, ob nicht analog zu Hearn's Argument in Bezug auf Heterosexualität, es könne auch nicht-hierarchische und somit subversive Formen heterosexueller Beziehungen geben, die Möglichkeit besteht subversive Formen der Vaterschaft zu kreieren. Hearn argumentiert, dass es durchaus möglich für Männer ist mit Kindern in fürsorglichere, intensivere und beständigere Beziehungen zu treten, bezeichnet

„passing“ zum Ziel haben ist nicht weiter erstaunlich. Das lässt sich jedoch nicht ausschließlich unter Rekurs auf die Inkorporierung eines Habitus erklären, sondern braucht einen Bezug auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Kann der Habitus nun verlernt werden oder ist man ihm unweigerlich ausgesetzt?

solche dann aber als „forms of responsible friendship“ (Hearn 1987, 158), welche Vaterschaft unterminieren.

Michael Meuser kritisiert den Begriff des Patriarchats, da dieser einen manichäischen Blick auf Geschlechterverhältnisse nahe lege, mit welchem individuelle Männer nur als Täter begriffen werden können. Meuser zeigt in seiner empirischen Arbeit auf, dass Männer sich durchaus kritisch mit ihrer eigenen Positionierung und ihren Privilegien auseinandersetzen können und in Folge dessen ihr Verhalten ändern können. (Meuser 1998, 223) Ich möchte jedoch argumentieren, dass der Begriff des Patriarchats keineswegs dermaßen deterministisch begriffen werden muss. Connell und Hearn verwenden den Patriarchatsbegriff in einer Art und Weise, die eine beharrliche Tendenz in den Geschlechterverhältnissen bezeichnet, welche institutionell, materiell und diskursiv/ideologisch gefestigt ist und sich somit tendenziell fortschreibt. Vor allem Hearn wird von Meuser kritisiert für einen einseitigen Blick auf Männer/Männlichkeiten. Er bezieht sich bei dieser Kritik stets auf die in Gruppendiskussionen gewonnenen Erkenntnisse, welche aufzeigen, dass Männer sich teilweise positiv auf feministisches Denken und Handeln beziehen. Im folgenden Kapitel werde ich aufzeigen, dass Hearn durchaus kritische Handlungsfähigkeit von Männern betont, diese jedoch stets in den Kontext gesamtgesellschaftlicher Machtverhältnisse stellt. In einer patriarchalen Gesellschaft ein Mann zu sein, geht tendenziell mit Privilegien einher, die jenseits individueller Intentionen bestehen. Der wohlwollende Versuch die Agency einzelner Männer* übermäßig zu betonen, birgt das Risiko, die in einem langen historischen Prozess gefestigte männliche Dominanz – in Ökonomie, Ideologien, Staatsapparaten, Religion etc. – zu dethematisieren und einem voluntaristischen Konzept von gesellschaftlicher Veränderung das Wort zu reden.

Meusers Konzept des geschlechtlichen Habitus bietet einen konzeptuellen Rahmen, um zu begreifen wie gesellschaftliche Normen in Bezug auf Geschlecht – sei es Körperhaltung, Sprache, Kleidungsstil, Muskeltonus etc. – sich in Körper einschreiben und diese als geschlechtlich intelligibel machen. Dies ermöglicht die Vermittlung von Struktur und Handlung zu denken bzw. Strukturen als konstitutiv in Praxis (und Hexis) begründet zu denken. Ich denke jedoch, dass Meuser sich durch seine Abwendung von Ansätzen, die Geschlecht strukturell erklären und begründen, einer konzeptuellen Grundlage entledigt, um Geschlecht jenseits interpersoneller Interaktion zu begreifen. Wie kommt es, dass ein bestimmter geschlechtlicher Habitus weit über diesen Rahmen hinaus Bestand hat? Woraus speist sich die gesamtgesellschaftliche Dominanz von Männern – lediglich aus der Verkörperung männlicher Habitus? Meuser bezieht sich zwar durchaus positiv auf Connells hegemoniale Männlichkeit (dazu mehr unten), scheint aber Connells mehr auf Strukturen und Institutionen bezogene

Argumente nicht einzubeziehen. Zuletzt mutet dem Konzept des geschlechtlichen Habitus etwas essentialistisches an: Es gibt pro Geschlecht einen Habitus und dieser prägt sich je nach Milieu unterschiedlich aus (s.o.). Gibt es also ‚unter‘ der geschlechtlichen Oberfläche ein universales geschlechtliches Wesen? Wie konstituiert sich dies in einer heterogenen, von Widersprüchen durchzogenen Gesellschaft? Es leuchtet mir nicht ein, welchen Zugewinn ein Verweis auf ein solches geschlechtliches Wesen mit sich bringt? Meuser verweist selbst auf die Vielfältigkeit von Geschlechterperformances, geprägt durch den lebensweltlichen Kontext eines Subjekts und auf die Wandelbarkeit von Geschlecht wie z.B. bei Trans*personen – auf eine Essenz hinter diesen ‚Erscheinungen‘ zu verweisen führt m.E. nach lediglich zu Mystifizierung, Psychologisierung und Essentialisierung von Geschlecht.

5.4.1 Zum Begriff der Struktur

Meuser kritisiert, wie oben aufgezeigt, den Begriff des Patriarchats als deterministisch und somit unfähig „Handlungsspielräume und Binnendifferenzierungen“ (Meuser 1998, 81) innerhalb der heterogenen Gruppe der Männer zu begreifen. Vom Patriarchat zu sprechen, heißt für Meuser, Männer lediglich als Täter oder privilegierte Subjekte in den Blick zu nehmen. Meuser legt seinen Ausführungen m.E. einen problematischen Strukturbegriff zu Grunde. Dies zeigt sich an seiner Argumentation gegen den Begriff des Patriarchats: Da nicht alle Männer innerhalb patriarchaler Verhältnisse individuell privilegiert sind, kann dieser Begriff nicht angemessen sein. Eine solche Argumentation geht implizit von einer positivistischen Strukturkonzeption aus, welche den Begriff der Struktur als stabiles Verhaltensmuster von Individuen greift. Eine Struktur wie das Patriarchat wäre innerhalb einer solchen Konzeption nur dann valide, wenn tatsächlich alle oder die meisten Männer regelmäßig Dominanzverhalten zeigen würden. Gesellschaftliche Macht und soziale Positionen sind innerhalb einer solchen Konzeption lediglich Abstraktionen von individuellem Verhalten (vgl. Porpora 1998). Meuser bevorzugt stattdessen die „Gender-Perspektive“, welche es erlaube Machtverhältnisse mittels rekonstruktiver Sozialforschung zu erforschen. Methodologisch folgt Meuser einem interpretativen, interaktionistischen Zugang, welcher Geschlecht an den „Orte[n], an denen die Konstruktion von Männlichkeit geschieht“ (Meuser 1998, 85) untersucht – das sind bei Meuser die Orte interpersoneller Interaktion und die subjektiven Wahrnehmungsmuster und Sinnwelten der Akteure.

Ich möchte argumentieren, dass ein solcher Zugang wesentliche Momente der Beschaffenheit von Geschlechterverhältnissen nicht erfassen kann. Eine Schwierigkeit dabei von den Sinnwelten der Akteure auszugehen ist die Tatsache, dass diese Sinnwelten ein konstitutiver Aspekt der zu untersuchenden Verhältnisse sind. Ein ideologietheoretische informierter Zugang

würde dementsprechend die subjektiven Sinnwelten nicht als zuverlässige Zugänge zur ‚Wahrheit‘ patriarchaler Verhältnisse begreifen, sondern diesen Zugang selbst zum Gegenstand kritischer Reflexion machen. Andrew Sayer gibt dafür folgendes Beispiel: “[A] male trade unionist might blame capitalism rather than patriarchy for women’s weak position in the labour market, and reproduce the problem through his own actions.” (Sayer 1992, 95). Um diese Aussage zu kritisieren, bedarf es eines Begriffs struktureller Machtverhältnisse. Meusers Abwendung vom Begriff des Patriarchats und die Zuwendung zur „Gender-Perspektive“ implizieren eine Abkehr von einem solchen Begriff. Meusers Argumentation lässt sich einreihen in die Ausführungen von Holter (2005). Dieser unterscheidet zwischen einer dem Begriff des Patriarchats nahe stehenden Perspektive, welche Geschlechterverhältnisse begreift als „systematic, gendered character of the oppression of women and the linked oppression of nonprivileged men within a given society and culture.“ (ebd., 20). Diese Perspektive stellt er einer „gender hierarchy perspective“ gegenüber, welche auf interpersonelle Interaktion und diskursive Momente fokussiert. Anstatt sich jedoch für eine Perspektive auf Kosten der anderen auszusprechen argumentiert Holter, dass beide Perspektiven notwendig sind, um ein vollständiges Bild von Geschlechterverhältnissen zu erhalten. Doch Gerade vor dem Hintergrund, dass an vielen Orten zunehmend ein öffentliches Bekenntnis gegen Sexismen besteht, sei es unabdingbar hinter die Kulissen diskursiver Selbstverständigungen zu blicken, um die weniger offensichtlichen Aspekte patriarchaler Geschlechterverhältnisse im Blick zu behalten. „[T]he structures of structural inequality are often comparatively hidden and difficult to recognize, especially as they often appear to be gender neutral, although they are by no means neutral in their effects.“ (ebd., 18).

Jeff Hearn und Raewyn Connell verweisen in ihren Ausführungen auf Aspekte der Geschlechterverhältnisse, die bei Meuser konzeptuell nur schwer erfasst werden können: das Militär als männlich dominierte Gewaltinstanz, vergeschlechtlichte Formen der Arbeitsteilung, institutionalisierte Formen der Organisation von Familien, Repräsentationsregime etc. Diese Aspekte zum Gegenstand der Theoretisierung patriarchaler Verhältnisse zu machen, heißt das Handeln von Subjekten innerhalb von Strukturen zu situieren, welche deren Handlungsoptionen vorstrukturieren und die Ausgangsbasis von Praxis darstellen. Soziale Strukturen existieren nicht jenseits menschlicher Praxis und werden nur durch menschliche Praxis reproduziert. Diese Reproduktion mag teilweise bewusst von statten gehen, teilweise unbewusst. Menschen heiraten nicht, um die heteronormative Kleinfamilien zu reproduzieren und arbeiten nicht, um eine kapitalistische Ökonomie zu stützen (vgl. Sayer 1992, 96). Das heißt, um die Bedingungen menschlichen Handelns zu begreifen und um die Konsequenzen innerhalb bestimmter

Verhältnisse zu begreifen, bedarf es theoretischer Konzepte, welche jenseits individueller Sinnhorizonte das Handeln verschieden positionierter Subjekte in Bezug zueinander setzt. Jeff Hearn schlägt zum Beispiel vor die Institution der Vaterschaft als zentralen Mechanismus zur Reproduktion patriarchaler Verhältnisse zu begreifen. Diese strukturelle Position des Vaters und ihre zentrale Rolle lässt sich nur begreifen, wenn sie theoretisch eingebettet wird in ein spezifisches System vergeschlechtlicher Arbeitsteilung, sozialstaatlicher Arrangements, diskursiver Einbettungen, psychologischer Strukturen usw. Die Rolle eines Vaters ist somit stark überformt durch eine Reihe struktureller Bedingungen. Dies heißt jedoch *nicht*, dass sie damit determiniert wäre und dass es innerhalb einer solchen Konzeption nur möglich wäre Väter als ‚Anhängsel‘ dieser Strukturen zu begreifen.

„Actors are not mere ‘dupes’, ‘automata’ or ‘bearers of roles’, unalterably programmed to reproduce. The very fact that social structures are historically specific – that societies have existed and do exist without nuclear families, private property, prisons, etc. – ought to remind us of the contingent status of social structures.” (ebd., 96f.)

Jedes Subjekt ist auf eine spezifische Art und Weise innerhalb verschiedener Verhältnisse positioniert. Diese Positionierungen sind geformt durch spezifische Ressourcenzugänge, Subjektivierungsweisen, Handlungsoptionen, Verletzlichkeiten, Erfahrungen usw. Sie sind intersektional strukturiert und stehen somit in komplexen Beziehungen zu anderen sozialen Positionierungen. Männlichkeiten existieren nur in Beziehung zu Weiblichkeiten, *whiteness* existiert nur auf Kosten von Rassialisierungen, Klassenprivilegien basieren auf systemischer Ausbeutung (und jeweils auch anders herum) etc. Diese komplexen Positionierungen sind Konsequenzen vergangener Praxen und stellen die Ausgangsbedingungen von Praxen im Jetzt dar. Die Ausgangsbedingungen können dabei transformiert oder auch reproduziert werden. Sie können jedoch auf keinen Fall ignoriert werden, denn sie bilden die Grundlage für jede menschliche Existenz. Die Herausforderung für Sozialwissenschaften ist es diese Strukturen angemessen zu theoretisieren, ohne dabei in Voluntarismus oder Strukturalismus zu verfallen. Meuser tendiert m.E. stark zu einem voluntaristischen Ansatz, während Hearn und Connell anspruchsvolle Entwürfe vorlegen, um die Komplexität von Strukturen, innerhalb derer Männlichkeiten bzw. Männer situiert sind, zu greifen.

6 Die Theoretisierung von Männern/Männlichkeiten

Diese Kapitel stellt gewissermaßen das Kernstück dieser Arbeit dar. In den zwei vorausgegangenen Kapiteln habe ich die Grundzüge der theoretischen Zugänge zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen der Autor*innen dargelegt. Davon ausgehend werde ich in diesem Kapitel darstellen, wie Connell, Hearn und Meuser sich dem Gegenstand „Männer“ bzw. „Männlichkeiten“ annähern. Connell verwendet das Konzept „multipler Männlichkeiten“, um Geschlechterverhältnisse unter Männern und die Dynamiken zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten zu greifen (1987, 2000, 2005; Connell und Messerschmidt 2005). Hearn nähert sich dem Gegenstand mit einer Konzeption von „Männern als sozialer Klasse“ (1987, 1992, 2004). Meuser greift Connells multiple Männlichkeiten auf und verbindet sie mit Bourdieus Habitus-Begriff, um darauf aufbauend das Konzept des „männlichen Habitus“ zu entwickeln (1998).

6.1 Connell: Multiple Männlichkeiten und Hegemoniale Männlichkeit

Raewyn Connell nähert sich der Frage nach dem Gegenstand von Männlichkeitsforschung folgendermaßen an: Männlichkeiten sind historisch und gesellschaftlich spezifisch; ein positivistisches Verständnis von Männlichkeit, welches versucht diese anhand bestimmter messbarer Merkmale zu definieren, ist somit problematisch. Männlichkeiten lassen sich nicht isoliert betrachten, sie stehen immer in einem Verhältnis zu Weiblichkeit – als soziale Grenzziehung und kulturelle Dichotomie (Connell 2015, 93). Der Begriff ‚Männlichkeiten‘ steht im Plural, da es in einer Gesellschaft diverse Formen von Männlichkeiten gibt, die zueinander in Beziehung stehen. Der Gegenstand einer Theorie über Männlichkeit ist also ein komplexes Verhältnis: zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten und zwischen verschiedenen Männlichkeiten. Da zudem die gesamte soziale Praxis durch Geschlecht konstituiert ist, müssen Männlichkeiten auch immer in Bezug zu anderen sozialen Strukturen wie Klasse oder *race* verstanden werden.

Connell betont den Praxisaspekt von Männlichkeiten und Weiblichkeiten und grenzt sich damit von Konzeptionen ab, welche Männlichkeiten und Weiblichkeiten lediglich als kulturelle Muster oder soziale Rollen begreifen. Wie in Kapitel 5 ausgeführt, ist Praxis für Connell ein kreativer und erfinderischer Akt, der nicht unabhängig von, sondern immer in Bezug zu den strukturellen Gegebenheiten stattfindet. Individuelle Praxen „konfigurieren“ sich aufgrund der Einschränkungen sozialer Strukturen zu größeren Einheiten. Bezogen auf Männlichkeit und Weiblichkeit spricht Connell von „Konfigurationen von Geschlechtspraxis“ (Connell 2000, 28) und „Geschlechterprojekten“:

„‘Configuration‘ is perhaps too static a term. The important thing is the *process* of configuring practice. Masculinity and femininity must be understood as *gender projects*. These are dynamic processes of configuring practice through time, which transform the starting points in gender structures.”(Connell 2000, 28)

Die in Kapitel 5 ausgemachten Institutionen und Strukturen konstituieren die *Geschlechterordnung* (gender order) einer Gesellschaft. Innerhalb von Institutionen und Organisationen gibt es spezifische *Geschlechterregime*, welche mit dieser verbunden sind. Geschlechter-Konfigurationen können auf verschiedenen Ebenen gesellschaftlicher Prozesse ausgemacht werden (vgl. Connell 1987, 119, 2000, 28). Die vertrauteste Konfiguration ist wohl die des individuellen Lebenslaufes, wo sie Prozesse beschreibt, die landläufig als ‚Charakter‘ oder ‚Persönlichkeit‘ beschrieben werden. Connell begreift Persönlichkeit als Praxis, welche auf Entscheidungen gründet, die von ‚Individuen‘ im Laufe ihres Lebens, innerhalb strukturierter Situationen, getroffen werden. „Streng genommen gibt es so etwas wie ‚individuelle Praxis‘ gar nicht“ (Connell 1987, 222; meine Übersetzung) und die Vorstellung einer einheitlichen Persönlichkeit kommt nur durch die kognitive Vereinheitlichung verschiedener, teils widersprüchlicher Praxen, zu Stande. Vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, Machtverhältnisse, Begierden und Diskurse bilden den gesellschaftlichen Rahmen, in welchem Subjekte ‚ihre Persönlichkeit‘ entwickeln können (vgl. ebd., 222f.). Der Begriff der vergeschlechtlichten Praxiskonfiguration lässt sich auch auf kollektive Prozesse (z.B. auf Medien) und auf Institutionen (Schulen, Betriebe, ‚der Staat‘) anwenden. Männlichkeit (und Weiblichkeit) als Konfiguration von vergeschlechtlichter Praxis zu begreifen, heißt für Connell:

„Masculinity [...] is necessarily a social construction. Masculinity *refers* to male bodies (sometimes directly, sometimes symbolically and indirectly), but is not *determined* by male biology. It is, thus, perfectly logical to talk about masculine women or masculinity in women’s lives, as well as masculinity in men’s lives.”(Connell 2000, 29)

Connell unterscheidet verschiedene Formen von Männlichkeiten. Diese Unterscheidung ist keine Charaktertypologie, welche bestimmte Merkmale zu einem Typus zusammenfasst, sondern ein Begriffssystem, welches die Beziehungen verschiedener Männlichkeiten in einer intersektional strukturierten Gesellschaft begreifen will. Im folgenden werde ich die Konzepte darstellen, mit denen Connell die Beziehungen zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit konzeptualisiert.

6.1.1 *Multiple Männlichkeiten: hegemonial, untergeordnet, marginalisiert und Komplizenhaft*

Hegemoniale Männlichkeit (HM) bezeichnet „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2015, 130). Mit dem Begriff der HM begreift Connell eine doppelte Ungleichheitsrelation: zum einen ein Dominanzverhältnis zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten, zum anderen ein Dominanzverhältnis zwischen verschiedenen Männlichkeitskonfigurationen. Für Connell bedeutet Hegemonie in Anlehnung an Antonio Gramsci eine soziale Vormachtstellung, die nicht nur durch Zwang oder Androhung von Gewalt gesichert wird, sondern in einer Gesellschaft gestützt breite Zustimmung erfährt. Die Vormachtstellung ist eingebettet in Kultur, Religion, Medien, Gehaltsstrukturen, Sozialstaatlichkeit und Privatleben. Das heißt nicht, dass Gewalt oder Zwang bei der Hegemonie keine Rolle spielt – physische und ökonomische Gewalt sind ein zentraler Bestandteil männlicher Herrschaft. Hegemonie meint auch nicht totale kulturelle Dominanz; alternative Geschlechterprojekte existieren, werden jedoch untergeordnet, delegitimiert oder unsichtbar gemacht (vgl. ebd.).

HM ist nicht normal, sondern *normativ* und bezeichnet somit eine idealisierte Form der Männlichkeit, die nur in Ausnahmen von realen Personen verkörpert wird. Vertreter der HM sind nicht notwendigerweise die mächtigsten Männer. Sie finden sich z.B. in Medien oder populärer Kunst, wie Schauspieler, Musiker etc. Männer aus einer gesellschaftlichen Elite können in ihrem Lebensstil weit von der HM abweichen; Connell geht dennoch von einer Entsprechung zwischen HM und institutionalisierter männlicher Macht aus. HM verkörpert die zu einem bestimmten Zeitpunkt anerkannteste Art und Weise ein Mann zu sein und verlangt daher von allen Männern sich zu ihr zu positionieren.

HM ist nicht widerspruchsfrei. Aufgrund der Komplexität der Geschlechterverhältnisse, kann männliche Dominanz nicht durch eine einheitliche Strategie gesichert werden. Hegemoniale Männlichkeit kann daher vielfältig sein und ‚Öffnungen‘ in Richtung Häuslichkeit und Zuneigung und gleichzeitig eine Neigung zu gewaltvollem Verhalten und Frauenfeindlichkeit beinhalten (Connell 1987, 185f.). Dies lässt sich vielleicht an populären Männlichkeitsperformances in Hollywood-Filmen verdeutlichen, wo es keine Seltenheit ist, dass ein Protagonist gleichzeitig in eine zärtlich-leidenschaftliche Romanze und in kämpferisch-gewaltvolle Handlungen verstrickt ist.

Untergeordnete Männlichkeiten: Zur Herstellung kultureller Dominanz bedarf es der Unterordnung, sowohl anderer Männlichkeiten als auch von Weiblichkeiten. Eine Strategie zur Aufrechterhaltung der Hegemonie liegt in der Unterdrückung alternativer Männlichkeiten oder Geschlechterentwürfe. Für Connell ist bezogen auf Männlichkeiten die wichtigste Achse interner Geschlechterverhältnisse (also Geschlechterverhältnisse zwischen Männlichkeiten) die Dominanz heterosexueller Männer und die zu deren Produktion notwendige Unterdrückung homosexueller Männlichkeit und schwuler Identität und Praxen. „Alles, was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt, wird dem schwul sein zugeordnet; das reicht von einem anspruchsvollen innenarchitektonischen Geschmack bis zu lustvoll-passiver analer Sexualität.“ (Connell 2015, 132) Schwul sein wird aus der Sicht hegemonialer Männlichkeit häufig mit Weiblichkeit gleichgesetzt. Aber auch heterosexuelle Männlichkeiten werden untergeordnet, wenn sie von HM abweichen. Das Repertoire an Schimpfwörtern einer Sprache bietet hierfür gute Hinweise: Schwächling, halbe Portion, Memme, Streber usw. (ebd., 131)

Männer, die zwar keine starke Version HM Männlichkeit verkörpern, aber dennoch vom Patriarchat profitieren, stehen in *Komplizenschaft* zum Patriarchat – man kann somit auch von *komplizenhafter Männlichkeit* sprechen. Wie gesagt, nur wenige Männer verkörpern tatsächlich das normative Ideal der HM; dennoch profitieren die Mehrheit der Männer von der Hegemonie dieser Männlichkeitsform. Die aus dieser Komplizenschaft gewonnenen Vorteile, die sich vor allem aus der Unterdrückung von Frauen ergeben, bezeichnet Connell als *patriarchale Dividende*. Die Komplizenschaft mit der HM kann sehr komfortabel sein, da Männer in dieser Position sich den „Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats“ (ebd., 133) nicht aussetzen müssen. Und es ist möglich gleichzeitig von der patriarchalen Dividende zu profitieren und im eigenen Mikrokosmos der Familie und Freund*innenschaften Kompromisse mit Frauen einzugehen, einen respektvollen und liebevollen Umgang zu pflegen und auch reproduktive Tätigkeiten zu übernehmen.

Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft sind interne Relationen der Geschlechterordnung. Die Interaktion von Geschlecht mit anderen Strukturen wie Klasse oder *race* schafft weitere Beziehungsmuster zwischen verschiedenen Männlichkeiten. Die Abwertung von nicht-weißen Männern und Männlichkeiten in einer dominant weißen Gesellschaft kann mit Connell als *Marginalisierung* bezeichnet werden. Dieser Prozess kann auch innerhalb von untergeordneten Männlichkeitsformationen greifen. Wenn beispielweise in einer primär weißen schwulen Bewegung nicht-weiße Männer ausgeschlossen und marginalisiert werden, operiert diese Marginalisierung entlang der Demarkationslinie *race* und

wird ausgeübt von Männern, welche selbst von der hegemonialen Männlichkeit ausgeschlossen werden.

Connell stellt ähnliche interne Geschlechterverhältnisse unter *Feminitäten* fest, also zwischen verschiedenen Praxiskonfigurationen, die als weiblich gelten: Auch hier gibt es historische Dynamiken, in welchen neue Formen auftauchen und dominanter werden und andere verschwinden oder an Bedeutung verlieren. Es gibt jedoch auch einen grundlegenden Unterschied. Femininitäten werden immer im Kontext gesamtgesellschaftlicher Unterdrückung von Frauen konstruiert, weshalb der Begriff der Hegemonie nicht angebracht wäre. Stattdessen verwendet Connell den Begriff der *betonten Femininität* (emphasized femininity), um ideologisch und kulturell betonte Formen zu bezeichnen. Während hegemoniale Männlichkeit in irgend einer Form männliche Dominanz, Autorität und Aggression beinhaltet und legitimiert, wird betonte Weiblichkeit eher als dem ‚Privaten‘ verbunden konstruiert und sexualisiert (vgl. Connell 1987, 186)

6.1.2 Gewalt und Transformation

Männer profitieren *strukturell* von der patriarchalen Dividende, das heißt unabhängig von ihren individuellen Intentionen. Politische Interessen bilden sich in diesen Strukturen der Ungleichheit, folglich liegt es nahe, dass Männer ein Interesse an der Aufrechterhaltung dieser Ordnung haben und Frauen an Veränderung.²⁶ Diese widersprüchlichen Interessen führen zu sozialen Kämpfen, in denen jedoch Männer strukturell im Vorteil sind. Durch die patriarchale Dividende sind Männer tendenziell mit mehr Prestige, Befehlsgewalt, Einkommen, Verantwortung und Ämtern ausgestattet, außerdem sind sie viel häufiger bewaffnet als Frauen. Diese widersprüchlichen Interessen und auch die Geschlechterverhältnisse zwischen dominanten und unterdrückten Männlichkeitsformen gehen mit Gewalt einher. Zum einen mit Gewalt zur Sicherung von männlicher Dominanz, wie Einschüchterung, sexuelle Belästigung, Vergewaltigung, Mord, aber auch mit Gewalt unter Männern: die meisten Formen physischer Gewalt (inklusive Kriege) finden zwischen Männern statt; zudem die Gewalt gegen Männer, die unterdrückt und marginalisierte Männlichkeiten verkörpern. Diese strukturelle Gewalt ist Teil eines Unterdrückungssystems, kann aber gleichzeitig als Maß für dessen Mangelhaftigkeit verstanden werden: eine vollkommen legitime Gesellschaft bedürfe keiner Gewalt (Connell 2015, 136) Häufig wird von einer ‚Krise der Männlichkeit‘ gesprochen. Diese Formel weist Connell zurück: Männlichkeit ist eine „Konfiguration von Praxis innerhalb eines Systems von

²⁶ Dieses Argument mutet etwas strukturalistisch an. Connell beschreibt hier jedoch lediglich eine Tendenz und hat auch an anderer Stelle analysiert, wie es dazu kommt, dass Männer ein anti-patriarchales Begehren entwickeln. Siehe Connell (2015), Kapitel 5

Geschlechterverhältnissen“; die ‚Krise‘ ist somit keine der Männlichkeit, sondern eine der Geschlechterordnung als ganze. Krisenhaftigkeit kann potentiell zu Transformation führen, jedoch auch zu sich transformierenden Legitimationsstrategien männlicher Herrschaft. (Connell 2015, 139)

6.1.3 Revisionen und Weiterentwicklung des Konzepts

Raewyn Connell und James Messerschmidt setzen sich in dem viel zitierten Aufsatz *Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept* (2005) mit Kritiken an dem Konzept auseinander und schlagen auf dieser Basis einige Reformulierungen vor. Die Autor*innen setzten sich mit fünf Kritikpunkten auseinander: 1. *Essenzialismus*: Dem Vorwurf des Essenzialismus entgegen die Autor_innen, dass HM die konzeptuelle Grundlage für diverse ethnographische Studien gewesen sei, die eine Vielzahl verschiedenster Männlichkeitskonstruktionen dokumentiert haben und somit belegen, dass es möglich ist mit dem Konzept lokale Spezifika von Männlichkeiten zu analysieren.. Zudem ermöglicht das praxeologische Konzept Männlichkeitsperformances unabhängig des bei Geburt zugewiesenen Geschlechts zu betrachten (ebd. 836f.). 2. *Ambiguität*: Einige Kritiker*innen monierten die inhaltliche Leere des Konzepts – wer ist der hegemoniale Mann? Dem entgegen die Autor_innen: „It is desirable to eliminate any usage of hegemonic masculinity as a fixed transhistorical model.“ (ebd., 838), denn gerade in der Dynamik und Anpassungsfähigkeit der HM mag ein Grund für die Persistenz männlicher Dominanz liegen. Komplizenhafte und hegemoniale Männlichkeit lassen sich empirisch häufig nicht trennen, sondern scheinen ineinander zu verschwimmen. Für die Autor_innen verweist diese Tatsache darauf, dass die Hegemonie effektiv ist und HM ein Ideal für viele Männlichkeitsperformances darstellt. 3. *Verdinglichung*: Das Konzept HM tendiere dazu männliche Dominanz oder *toxische* Männlichkeit zu verdinglichen und so deren Prozesshaftigkeit aus den Augen zu verlieren. Zwar sei es korrekt, dass das Konzept im Kontext von „pop-psychology“ häufig mit einer dominanten, machoiden Form von Männlichkeit gleichgesetzt wurde. Häufiger jedoch wurden spezifische HM als Komplexe aus verschiedenen ‚negativen‘ und ‚positiven‘ Eigenschaften beschrieben. Es sei in der Tat widersprüchlich von Hegemonie zu sprechen und damit nur Dominanz und Gewalt zu meinen, denn der Begriff der Hegemonie „embeds certain notions of consent and participation by the subaltern groups.“ (ebd., 841) 4. *Mangelnde Subjekttheorie*: Eine Kritik zielt auf die der HM zugrunde liegende Subjekttheorie ab, welche - je nach Kritiker*in – einen mangelnden Bezug auf die diskursive Konstruktion von Subjektivität aufweise oder psychodynamische Komplexität reduziere. Diesen entgegen die Autor_innen: Maskulinitäten und Geschlechterverhältnisse werden zwar mithin diskursiv konstruiert, doch es wäre unvollständig lediglich Subjektivierungsprozesse in

den Fokus zu rücken, denn Männlichkeiten werden neben diesen auch konstituiert durch „nondiscursive practices, including wage labour, violence, sexuality, domestic labour, and child care as well as through unreflective routinized actions.“ (842) 5. Demetrakis Demetriou (2001) kritisiert, dass in Connells Konzept zwei Ebenen miteinander vermischt werden: *interne Hegemonie* und *externe Hegemonie*. Erste bezeichnet die Vorherrschaft einer bestimmten Form von Männlichkeit gegenüber anderen Formen, die zweite bezeichnet die Dominanz von Männern gegenüber Frauen. Zudem sei das Konzept der HM elitistisch, insofern es den Einfluss marginalisierter und unterdrückter Formen von Männlichkeit auf die HM unterschlägt. So gerate der „dialektische Pragmatismus“ der internen Hegemonie aus dem Blick – die ‚Fähigkeit‘ der HM sich durch Aneignung von Aspekten nicht-hegemonialer Männlichkeiten zu stabilisieren. „[H]egemonic masculinity is not a purely white or heterosexual configuration of practice but it is a hybrid bloc that unites practices from diverse masculinities in order to ensure the reproduction of patriarchy.“ (Demetriou 2001, 337) Beispielhaft hierfür sei die zunehmende kulturelle Sichtbarkeit von schwuler Männlichkeit in der westlichen Welt, welche eine schrittweise Aneignung von Kleidungs- und Lebensstilen durch heterosexuelle Männer ermöglicht. So emanzipativ diese Hybridisierung anmuten mag, sie impliziert keineswegs eine Schwächung des Patriarchats. Eine weitere Kritik stellt die Frage: Warum von hegemonialer Männlichkeit im Singular sprechen – es gibt derer doch eine Vielzahl? Dem entgegen Connell und Messerschmidt: Zwar gibt es diverse HM, doch alle stellen einen universalisierenden Anspruch dar *die eine* wahre, richtige Männlichkeit darzustellen und dulden keinen Platz neben sich für andere.

Diese und weitere Kritikpunkte nehmen Connell und Messerschmidt zum Anlass das Konzept in einigen Punkte zu ergänzen: Die *Beziehung* zwischen verschiedenen Männlichkeitskonstruktionen ist komplizierter als ursprünglich in dem Konzept angenommen, es gibt verschiedene lokale Versionen hegemonialer Männlichkeit, die miteinander im Widerspruch stehen können: so gibt es konkurrierende Männlichkeiten um Hegemonie oder Variationen von Männlichkeitskonfigurationen auf lokaler Ebene, die zwar in Bezug zur HM stehen, jedoch dieser nicht eins zu eins entsprechen. Die Agency von subalternen/unterdrückten Gruppen sollte stärker in den Fokus genommen werden: So riskiert der alleinige Fokus auf Männlichkeiten Geschlechterverhältnisse zwischen Männlichkeiten, Weiblichkeiten und anderen Geschlechtskonfigurationen aus dem Blick zu verlieren. Partner*innen, Mütter und Peers spielen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Männlichkeiten. Auch Transformationen von Männlichkeiten lassen sich nicht begreifen, wenn z.B. feministische oder antirassistische Bewegungen nicht beachtet werden (vgl. ebd., 848)

Der konstitutiven Rolle von Lokalitäten/Raum wurde in verschiedenen Arbeiten zu multiplen Männlichkeiten zunehmend Beachtung geschenkt (vgl. z.B. Kapitel 7), dem wurde jedoch Begrifflich bisweilen nicht begegnet. Die Autor_innen schlagen daher vor die empirische Untersuchung von Männlichkeiten auf die Ebenen des *Lokalen* (interpersonelle Interaktion in Familien, unmittelbare Communities), des *Regionalen* (Ebene des Nationalstaates oder von Nationalkulturen) und des *Globalen* (Weltpolitik, transnationale Unternehmen) zu untersuchen. Die Ebenen stehen in Wechselwirkung miteinander; die Unterscheidung erlaubt jedoch die Berücksichtigung der „importance of place without falling into a monadic world of totally independent cultures or discourses.“ (vgl. Connell und Messerschmidt 2005, 850). Die Autor_innen gehen davon aus, dass bei aller Verschiedenheit lokale HM eine gewisse „Familienähnlichkeit“ aufweisen und symbolisch von einer HM auf regionaler Ebene repräsentiert werden.

Mnnlichkeitspraxen sind für Individuen teilweise sehr widersprüchlich. Gerade diejenigen Aspekte, die mit der dominanten Position in Geschlechterregimes einhergehen – eine strikte Arbeitsmoral, keine oder schlechter Beziehungen zu den eigenen Kindern, Stress, feministische Kritik – können zu emotionalen Stress und Dissonanzen führen. „Without treating privileged men as objects of pity, we should recognize that hegemonic masculinity does not necessarily translate into a satisfying experience of life.“ (ebd., 852). Die strukturelle Privilegierung von Männlichkeiten bedeutet somit nicht, dass Männer dadurch *nur* profitieren. Die Aufrechterhaltung dieser Machtposition und die Performance von Männlichkeiten gehen auch mit negativen Konsequenzen einher (vgl. auch Kapitel 1)

6.2 Jeff Hearn: Männer als soziale Klasse

6.2.1 Von Hegemonialer Männlichkeit zur Hegemonie der Männer

Jeff Hearn stellt fest, dass der Analyserahmen der Hegemonialen Männlichkeit im Feld der Kritischen Studien über Männer und Männlichkeiten selbst beinahe hegemonial geworden sei (vgl. Hearn 2012a, 592). Er räumt ein, dass dieser theoretische Rahmen dem Feld immense Dienste erwiesen hat, tritt selbst jedoch an vielen Stellen als Kritiker auf (Hearn 2004, 2012a, 2014, 2015a, 13). Bevor ich auf Jeff Hearn's Ansatz der *Hegemony of Men* zu sprechen komme, werde ich im Folgenden seine zentralen Kritikpunkte an Connell und der Hegemonialen Männlichkeit bzw. multiplen Männlichkeiten darstellen. Die Reihenfolge ist dabei beliebig.

- *Ausschluss von Frauen**: Der Fokus auf multiple Formen von Männlichkeit riskiert „a new, and perhaps more sophisticated means of forgetting women, of losing women from analysis and politics“ (Collinson und Hearn 1994, o.S.) zu werden.
- *Komplexität von Differenz*: Häufig wurde das Konzept der multiplen Männlichkeiten genutzt, um eine Typologie zu erstellen. Identitäten und Differenzen sind jedoch komplexer als das und müssen in ihrer Dynamik und Widersprüchlichkeit begriffen werden (vgl. Collinson und Hearn 1994).
- *Unklarheit*: Was genau bezeichnet HM? Kulturelle Repräsentation, Alltagspraxis, institutionelle Strukturen? (Collinson und Hearn 1994; Hearn 2004, 58, 2015a, 14) Tendenziell wurden ideologische, symbolische und Repräsentationsaspekte stärker betont als soziostrukturelle und phänomenologische Geschlechtsunterschiede.
- *Gemeinsamkeit vs. Differenz*: Durch die Betonung multipler Männlichkeiten besteht die Gefahr andere Unterdrückungsverhältnisse und deren Wechselwirkungen aus dem Blick zu verlieren. Gleichzeitig sollte trotz der Betonung von Differenz nicht ausgeblendet werden, dass die Macht von Männern spezifische vereinende Merkmale aufweist: „Men are frequently united, though not necessarily consciously, by dominant sexuality, violence and potential violence, social and economic privilege, political power, shared concerns and interests and culturally based values.“ (Collinson und Hearn 1994, o.S.) Die Herausforderung besteht darin sowohl Differenz, als auch Gemeinsames zu berücksichtigen und männliche Macht als intersektional zu begreifen (vgl. ebd.). Der Tendenz, mit multiplen Männlichkeiten Differenz übermäßig zu betonen, ist entgegenzuwirken, indem auch das Einende in den Blick genommen wird.
- *Was ist das Hegemoniale?* Hegemoniale Männlichkeit wird von Connell als selten von individuellen Männern erreichtes Ideal verstanden. Macht es dann Sinn von dessen Hegemonie zu sprechen? Ist es nicht viel eher das gewöhnliche, normal(isiert)e, alltägliche, welches hegemonial ist? (Hearn 2014, o.S.)
- *Legitimität*: Wenn Hegemoniale Männlichkeit „die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert“ (Connell 2015, 130; s.o.), stellt sich die Frage: vor wem wird diese legitimiert? Hearn verweist auf die Schwierigkeit in dieser Perspektive von Männern ausgeübte Gewalt zu begreifen, die ein konstitutives Moment patriarchaler Machtverhältnisse darstellt. Wie verhält sich diese Gewalt zum Moment der Legitimität? Zudem gehe einer Perspektive, welche Hegemonie aus einer „Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis“ (ebd.) nur einer Gruppe (Männer) erklärt, leicht der Blick für komplexere, systemische Aspekte der Geschlechterverhältnisse

verlustig, welche sich über soziale, politische, ökonomische und ideologische Konfigurationen und patriarchale soziale Beziehungen reproduzieren (Hearn 2012a, 594)

Vor dem Hintergrund dieser Kritik plädiert Hearn dafür, statt über multiple Männlichkeiten und Hegemoniale Männlichkeit von der *Hegemony of men*²⁷ zu sprechen.

If you are interested in what is hegemonic about gender in relation to men and masculinity, then it is *men who or which are far more hegemonic than masculinity*. It is time to go back from masculinity to men, to examine the hegemony of men and about men. (Hearn 2015a, 16)

Hearn geht mit dieser Perspektive einen ‘Schritt zurück’: Anstatt zu fragen welche Strategien zur Legitimation männlicher Dominanz hegemonial sind, fragt er nach dem Zustandekommen männlicher Dominanz als solcher und nach dem hegemonialen Status der Kategorie ‚Mann‘. Er fragt nicht nach verschiedenen Formen von Männlichkeit und deren Stellung in einer Hierarchie, sondern nach der scheinbar noch stärker normalisierten Kategorie/Konstruktion von *Männern* als soziale Gruppe. „This involves addressing the formation of the social category of men, and its taken-for-grantedness, as well as men’s taken-for-granted domination and control through consent.”(Hearn 2004, 59) In den Fokus rücken dabei diejenigen Prozesse, welche Männer kollektiv in ein Verhältnis zu Frauen, Kindern und anderen Männern setzen. Auf dieser Forschungsagenda stehen – so Hearn – folgende Punkte:

- Die sozialen Prozesse, durch welche die hegemoniale Akzeptanz der Kategorie Mann (men) zustande kommt;
- Das System von Unterscheidungen zwischen und Kategorisierungen von verschiedenen Formen von Männern, sowie Praxen von Männern²⁸ gegenüber Frauen, Kindern und anderen Männern (‚Männlichkeiten‘);
- Die Frage, welche Männer und welche Praxen von Männern – in Medien, Staat, Religion, etc. – am machtvollsten sind bei der Gestaltung dieser Agenden und dieser Differenzierungssysteme ;
- die verbreitetsten und gängigsten Formen von Praxen von Männern;
- die Beschreibung und Analyse der verschiedenen und variierenden alltäglichen, ‚natürlichen‘/naturalisierten, ‚gewöhnlichen‘ und selbstverständlichsten [most taken-for-granted i.O.]

²⁷ Ich habe mich dazu entschieden diesen Begriff im Englischen stehen zu lassen, denn einer Übersetzung würde eine Bedeutungsebene zum Opfer fallen. ‚Hegemony of men‘ verweist zum einen auf die Herrschaft von Männern als Klasse, zum anderen aber auch auf die Hegemonie des Konzepts ‚Mann‘ (und damit des Konzepts ‚Geschlecht‘).

²⁸ Eine intuitiv wohlklingendere Übersetzung wäre „männliche Praxen“. Hearn distanziert sich jedoch von dem englischen Begriff „male“, da dieser zwar sowohl spezifische soziale, politische und verkörperte Erfahrungen von Männern bezeichnet, aber aufgrund seiner zweiten Bedeutung – ein Verweis auf eine „deep bodily masculinity“ – leicht anderweitig und auf eine problematische Art verwendet werden kann (vgl. Hearn 2014, o.S.)

Praktiken von Männern gegenüber Frauen, Kindern und anderen Männern, und deren widersprüchliche, ja paradoxe, Bedeutungen;

- wie Frauen differentiell bestimmte Praktiken von Männern unterstützen, und andere Praktiken von Männern oder männlich-seins unterordnen; und
- Wechselwirkungen zwischen den obigen Elementen, d.h. die Verhältnisse zwischen der Produktion von ‚Männern‘ innerhalb der hegemonialen Geschlechtsordnung, die auch ‚Frauen‘, andere Geschlechter produziert; und die Aktivitäten von Männern und Jungen, welche auf verschiedene Weisen hegemoniale Differenzierungen zwischen Männern (neu) formen. (Hearn 2015a, 16; meine Übersetzung)

Der Fokus auf Männer als soziale Kategorie, die in Institutionen, Diskursen und Alltagshandlungen, in Wechselwirkung mit anderen sozialen Kategorien (re-)produziert wird, ermöglicht einen entselbstverständlichenden Blick. Hearn argumentiert, dass erst das „Naming Men as Men“²⁹ die Dekonstruktion von Männern ermöglicht. „Men, like white people, the able-bodied, and many other categories, are typically *unmarked*.“ (Hearn 2015a, 4). Männer als solche zu bezeichnen ist für Hearn eine Strategie – er bezieht sich hierbei auf Spivaks Konzept des ‚strategischen Essenzialismus‘ (Spivak 2012) – um eine *soziale* und *materielle Realität* zu benennen, mit dem Ziel diese zu dekonstruieren (Hearn 2015a). Das Konzept ‚Männer‘ rekuriert somit für Hearn nicht auf eine biologische Unterscheidung zwischen zwei biologischen Geschlechtern (‚sex‘), sondern bezeichnet eine soziale Kategorie. Er grenzt diese von dem Begriff ‚Männlichkeiten‘ ab, welcher – bei Hearn – diejenigen Diskurse und Praktiken bezeichnet, die im Rahmen eines Geschlechterregimes bestimmte Personen als Mitglieder der Kategorie ‚Mann‘ intelligibel machen. (vgl. Collinson und Hearn 1994, o.S.).

6.2.2 Männer als Akteure

Ich habe bereits anklingen lassen, dass Hearn Geschlechterverhältnisse bzw. Patriarchate³⁰ lediglich als einen Aspekt der Gesamtheit sozialer Verhältnisse begreift. Die soziale Position von Individuen wird durch eine Vielzahl sozialer Kategorien und Verhältnisse (Klasse, *race*, Geschlecht, Dis_ability, Alter etc.) strukturiert. Hearn jedoch nimmt Männer und Frauen nicht als empirische Subjekte in den Blick, sondern als Agent*innen ihrer Geschlechtsklasse. Er lehnt sich dabei an Marx an, der in seinen Analysen Kapitalisten und Proletarier (sic!) lediglich als Personifikationen kapitalistischer sozialer Verhältnisse in den Blick nimmt (Marx und Engels 2005, 99f.). Hearn's Darstellungen wollen folglich nicht die Lebensrealitäten jeder Frau, jedes Mannes und jeder sich nicht in diesem Rahmen identifizierenden Person darstellen, sondern eine gesellschaftliche Tendenz patriarchaler Verhältnisse und die zu deren Reproduktion grundlegenden Institutionen. (Hearn 1987, 199, Fußnote 3). Als Agenten patriarchaler

²⁹ So der Titel eines Papers von Hearn (1994)

³⁰ Zur Verwendung des Plurals vgl. Kapitel 5

Strukturen unterdrücken Männer – nicht zwingend durch interpersonelles Handeln, jedoch über strukturelle Gegebenheiten – Frauen, andere Männer und Kinder. Frauen können Männer nicht *qua* ihrer Position als Frauen unterdrücken, denn patriarchale Ideologien, Arbeitsteilung und stellen Männer *immer* über Frauen. Dass es dennoch möglich ist, dass Männer durch Frauen unterdrückt werden, liegt nicht im Patriarchat begründet, sondern mag in anderen sozialen Verhältnissen begründet werden – als *weiße* Frau, als *bürgerliche* Frau etc. (vgl. Hearn 1987, 88f.). Ich verstehe Hearn's theoretisches Vorgehen als Versuch einer theoretischen Isolation patriarchaler Verhältnisse, mit dem Ziel das spezifisch Patriarchale zu benennen. Dabei ist Hearn sich im Klaren, dass Männer und Frauen nie nur Männer und Frauen sind: „men, both individuals and collectivities, are both men and not-men“ (Hearn 2015a, 5). Doch patriarchale Verhältnisse begünstigen nicht jeden Mann gleichermaßen. Die Verdichtung patriarchaler Macht im Staat oder hierarchische Formen der Arbeitsteilung stellen auch Männer über Männer.

Männer sind qua ihrer Positionierung in patriarchalen Geschlechterverhältnissen „Agenten der Unterdrückung“ (Hearn 1987, 89; meine Übersetzung). Dies ist jedoch nicht als Determinationsverhältnis in dem Sinne, dass Männer nicht anders können, als im Sinne patriarchaler Herrschaft zu handeln, zu verstehen. Abbildung 2 zeigt eine schematische Darstellung der für Hearn zentralen Institutionen patriarchaler Vergesellschaftung. Hearn arbeitet verschiedene Handlungsoptionen von Männern in Bezug auf diese Institutionen heraus.

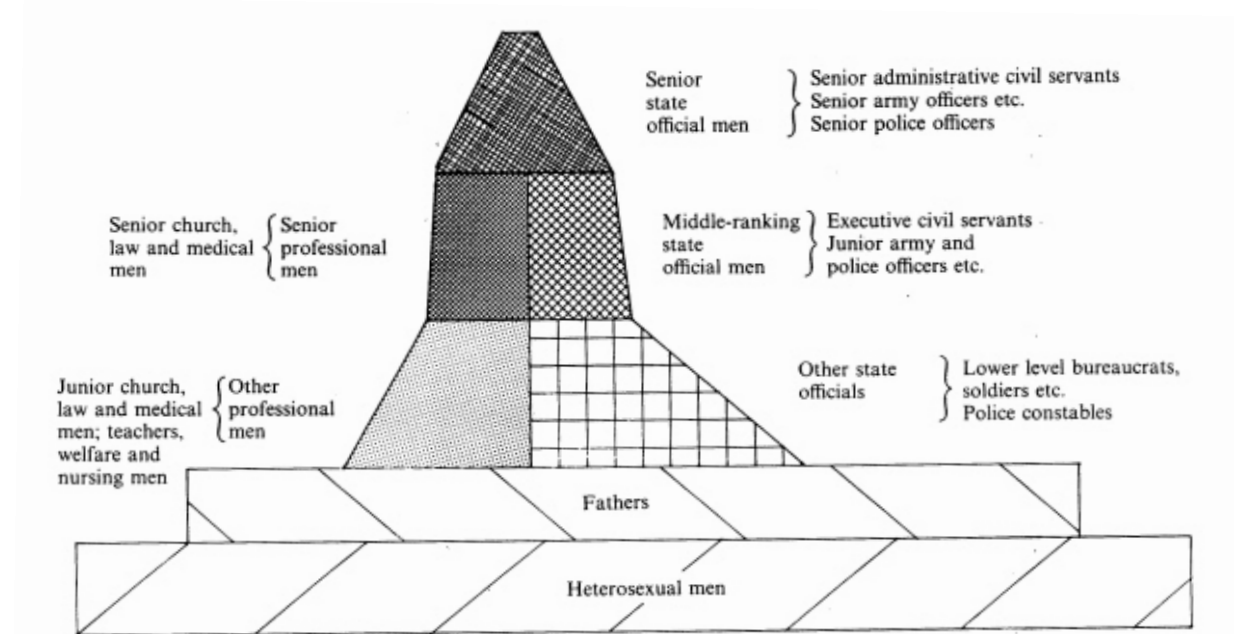


Abbildung 2 Vereinfachte Darstellung des Patriarchats (Quelle: Hearn (1987, 119))

Männer können als Väter unterdrückerisch agieren, indem sie die Verfügbarkeit der reproduktiven Arbeiten ‚ihrer‘ Frauen einfordern, durch Gewaltausübung oder durch Anweisungen. Sie können diese Institution auch weniger offensichtlich stützen, indem sie die ungleiche Verteilung von Reproduktionsarbeit ungefragt hinnehmen. Sie können jedoch auch gegen die Unterdrückung vorgehen, indem sie andere Formen der Beziehung und der Organisation reproduktiver Tätigkeiten im Rahmen der Familien etablieren (vgl. Hearn 1987, 114). Männer können patriarchale Formen der Heterosexualität fortschreiben, indem sie diese einfordern oder unhinterfragt praktizieren, sie können jedoch auch nicht-hierarchische Formen von Heterosexualität praktizieren, sich der Sexualität enthalten, sich selbst befriedigen oder nicht-heterosexuelle Formen der Sexualität ausüben (vgl. ebd.: 109). Im Bereich der Lohnarbeit können Männer hierarchische Organisationsformen bestärken, auf ihre Autorität qua Profession bestehen oder auch am Abbau von Hierarchien arbeiten und feministische Initiativen unterstützen (vgl. ebd. 115). Auf einer abstrakteren Ebene bestehen für Männer folgende Handlungsoptionen:

(i) *explicit oppression*, whereby men explicitly accept and profit from that oppression, publically and/or privately; (ii) *liberal oppression*, whereby men make themselves (superficially at least) more acceptable to women, yet still maintain that oppression; (iii) *conspicuous liberalism*, whereby men involve themselves in what is seen as women's arenas, work, campaigns, yet maintain a modified oppression by taking leadership; (iv) *inconspicuous liberalism*, whereby men involve themselves as above, yet attempt to reduce that modified oppression by not taking leadership; (v) *change against patriarchy*, whereby men try to change themselves, inconspicuously by private activities, and/or conspicuously by public activities. (ebd., 167)

Männer sind Profiteure der patriarchalen Ordnung und Hearn insistiert, dass dieser Umstand nicht zugunsten voluntaristischer Zugänge ausgeblendet werden sollte. Aufgrund dieser Komplizenschaft tendieren Männer dazu sich nicht gegen diese Verhältnisse zu wenden; deshalb können Männer – so Hearn – auch nicht Feministen sein, lediglich profeministisch agieren (vgl. ebd.)

6.3 Meuser: Männlicher Habitus

In Bezug auf Geschlechterverhältnisse setzt sich Meuser mit zwei von ihm als gegensätzlich analysierten Paradigmen auseinander – Patriarchatsmodelle und Gender-Ansätze (vgl. Kapitel 5). Eine ähnliche Gegenüberstellung nimmt er in einer Diskussion von Theorien über Männlichkeiten und Männer vor, indem er die Theorien von Jeff Hearn und Raewyn Connell

miteinander vergleicht und feststellt, diese wiederholen „den Paradigmenstreit der Frauenforschung“ (Meuser 1998, 93). Im Folgenden werde ich kurz Meusers Kritikpunkte an den jeweiligen Ansätzen darstellen, um daraufhin auf Meusers Konzept des *männlichen Habitus* einzugehen.

Das neue an Jeff Hearn's Ansatz gegenüber feministischen Patriarchatstheorien sei dessen erweiterter Fokus auf Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen, Kindern, jungen Menschen und *anderen Männern*. Meuser kritisiert in erster Linie den dem Konzept zugrundeliegenden Determinismus, welcher es nur zuließe, Männer als Unterdrücker in den Blick zu nehmen und den daraus resultierenden tendenziösen Blick bezüglich empirischer Forschung. Der Begriff des Patriarchats sei zwar „logisch angemessen [...], [w]enn es aber um die Vielfalt der Beziehungen geht, die Männer untereinander haben, und seien es nur solche, die machtförmig strukturiert sind, verfehlt der Begriff die Eigenheiten der dort gegebenen Verhältnisse“ (ebd., 96). Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit vermeide diesen Determinismus, da diese Dominanzverhältnisse unter Männern systematisch fokussiere. Zudem stellt Meuser Connells Strukturmodell der Geschlechterverhältnisse positiv als „Form tentativer Theoriebildung“ (ebd., 98) heraus, welche auf einer empirischen Grundlage und nicht auf einer „Einheitsformel“ basiere. Lediglich in Bezug auf ihren Machtbegriff erfährt Connell Kritik: Die Struktur der Machtverhältnisse additiv neben die Strukturen der Produktion, Cathexis und Symbolismus zu stellen, verkenne den primordialen Charakter von Macht, welche in allen Strukturen präsent ist und ihnen nicht außerhalb steht. Darüber hinaus sei der Begriff der hegemonialen Männlichkeit insofern unzureichend geschärft, als dass „der Gehalt oder die Substanz dieser Form von Männlichkeit noch unzureichend bestimmt ist.“ (ebd., 104)³¹ Die Stärke von Connells Modell liegt für Meuser in dessen Überwindung des Paradigmenstreits, indem es sozialstrukturelle und interaktionistische Betrachtungen von Geschlecht miteinander vereint (vgl. ebd., 105)

6.3.1 *Der männliche Geschlechtshabitus*

Neben der Anlehnung an Connell bettet Meuser seinen Begriff von Männlichkeit in den oben diskutierten Begriff des geschlechtlichen Habitus ein. Der Begriff des *männlichen Geschlechtshabitus* müsse, so Meuser, gleichwohl Aspekte von Differenzierung zwischen Geschlechtern und die Herstellung von Dominanz berücksichtigen. In Anlehnung an Connell

³¹ Connell jedoch stellt die Offenheit und Wandelbarkeit, die im Begriff der hegemonialen Männlichkeit angelegt ist, als eine Stärke hervor und versucht durch die inhaltliche Nichtbestimmtheit zu vermeiden eine „Charaktertypologie“ zu entwerfen, die versucht verschiedene Formen von Männlichkeiten empirisch festzumachen und inhaltlich zu bestimmen (vgl. Connell und Messerschmidt 2005)

(s.o.) betont Meuser die doppelte Bewegung der Hierarchisierung/Differenzierung: zum einen grenzt sich Männlichkeit von Weiblichkeit ab, zum anderen werden bestimmte Männlichkeitsformen kulturell betont, andere abgewertet und unterdrückt. Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit verweist auf die breite gesellschaftliche Zustimmung, auch seitens unterprivilegierter Gruppen. Die hegemoniale Männlichkeit stellt den Kern des männlichen Habitus dar³² und ist somit das „Erzeugungsprinzip“ männlicher Geschlechtspraxis, welches Meuser (wie oben dargestellt) von dessen Ausdrucksformen unterscheidet. Diese Formulierung entspricht Meuser Ergebnissen seiner empirischen Forschungen mit Diskussionsgruppen: Der Vergleich verschiedener Gruppen und Gesprächsausschnitte zeigt,

daß sich eine kollektive Orientierung niederschlägt, die situations-, Gruppen- und auch milieu-übergreifend ist und deren Erfahrungsbasis die Gemeinsamkeit der Geschlechtslage ist. [...] Zweitens zeigt sich, dass die Akteure [nicht nur] vorgefertigten scripts [...] folgen, sondern situationssensible, durchaus virtuose Interpreten der Welt, in der sie leben [sind] [...] Erst in den situationssensiblen Interpretationen wird die Persistenz des Habitus ermöglicht. Der Habitus lebt in nichts anderem als in solchen Handlungen und Deutungen. Aber dieser Habitus ergibt sich aus der Gemeinsamkeit der Soziallage, er ist nicht lokal hergestellt. (Meuser 2000, 62f.)

Das „doing masculinity“ kann folglich verschiedene konkrete Formen annehmen, sei es als sorgsamer Vater, Macho oder Gewalttäter, rekuriert jedoch immer auf ein soziallagenspezifisches Set von Handlungsweisen. Die Mechanismen zur Stabilisierung des männlichen Habitus verortet Meuser in der Interaktion. Versucht ein Mann sich abweichend vom Habitus zu verhalten, wird dies sanktioniert; dies kann durch artikulierte Irritation („Du trinkst keinen Alkohol?“), Beleidigung („Memme“, „Weichei“ etc.) oder andere Formen des ‚Erinnerns‘ geschehen. Ein „doing masculinity“, welches dem männlichen Geschlechtshabitus entspricht, verleiht *habituelle Sicherheit*, was einen „Zustand des unreflektierten ‚Zuhause-seins‘ in der sozialen Welt“ (Berger, Berger und Kellner zit. nach ebd., 186) bezeichnet. Dieser Zustand ist Resultat einer Praxis ist, welche den Verhaltensnormen/Habitus eines bestimmten sozialen Ortes entspricht. Diese Art der Verkörperung des männlichen Geschlechtshabitus impliziert eine Komplizenschaft mit der Geschlechtsordnung und stabilisiert diese auf mikropolitischer Ebene. Meuser bezeichnet eine solche Praxis als *indexikal* – der Begriff beschreibt Praxen, die eher auf Routine und Gewohnheit basieren, als qua Reflexion zustanden kommen. Männliche Geschlechtspraxis ist somit nicht „Ergebnis von

³² Zur Kritik: Connell überarbeitet den Begriff der HM, indem verschiedene lokale HM unterschieden werden. Dies steht in Widerspruch zu Meusers These, es gäbe nur einen männlichen Habitus.

(intentional gesteuertem) Handeln“. Der Reflexion zugänglich wird Männlichkeit erst infolge einer Verunsicherung, wenn die Routine gestört wird; somit ist die Stabilität des Geschlechtshabitus um so eher gegeben, „je stabiler die Ordnung ist und je vollständiger die Dispositionen der Akteure“ (Meuser 1998, 210).

6.3.2 Männliche Lebenswelten

Eine Stärke von Meusers Arbeit liegt m.E. in seiner empirischen Arbeit, in welcher er sich mit verschiedenen Gruppen von Männer im Rahmen von Gruppendiskussionen auseinandersetzt und zu deren Analyse einige interessante Konzepte verwendet.

Der viel zitierten Formel der ‚Krise des Mannes‘ steht Meuser kritisch gegenüber. Für den Großteil der Männer sei ihre männliche Identität und die Existenz von Männern etwas *fraglos Gegebenes*:

Fraglos in dem Sinne, daß sie sich bislang nicht veranlaßt sahen, die Geschlechtlichkeit ihres Handelns zum Gegenstand der Reflexion zu machen, geschweige denn, sich neu zu definieren, und fraglos in dem Sinne, daß die ihnen überlieferten Ausdrucksformen des männlichen Habitus als etwas Selbstverständliches praktiziert werden.“ (Meuser 1998, 184)

Von den Teilnehmern der Diskussionsgruppen wird Männlichkeit als etwas traditionell verankertes, ‚natürliches‘, ‚normales‘ und somit auch als Teil einer moralischen Ordnung begriffen. Diese Einordnung von Männlichkeit und Mann sein ermöglicht *habituelle Sicherheit*, oben zitierten „Zustand des unreflektierten ‚Zuhause-seins‘ in der sozialen Welt“ (Berger, Berger und Kellner zit nach ebd., 186). Als männlich kodierte Verhaltensweisen werden wie selbstverständlich ausgeübt, ohne sich ihrer reflexiv bewusst machen zu müssen. Meuser stellt fest, dass es für viele der Männer kaum möglich ist ihr ‚Mann sein‘ zur Disposition zu stellen und dieses als spezifische Lebenswelt zu begreifen, welches sozial in Abgrenzung zur Lebenswelt von anderen Geschlechtern (Meuser erwähnt nur Frauen) konstituiert ist. Hier scheint sich auf einer lebensweltlichen Ebene das epistemische Motiv des Androzentrismus zu wiederholen, indem Männlichkeit als das Allgemeine begriffen wird (vgl. ebd. 187). Um die männliche Identität auch vor Störungen zu schützen – wie zum Beispiel die Konfrontation mit feministischen Argumenten oder mit dem Fakt, dass Männer nicht immer die Rolle des Ernährers inne haben – greifen die Diskutanten Strategien zurück, um die aufkommende kognitive Dissonanz zu reduzieren: *Normalisierung* bezeichnet Meuser als die Leugnung einer Irritation durch wechselseitige Absicherung (unter Männern) darüber, dass der Status Quo der männlichen Dominanz dennoch Bestand hat, z.B. indem Abweichungen von dieser Ordnung

als ungewöhnliche Ausnahmen gerahmt werden (vgl. ebd., 192). *Nihilisierung* bezeichnet Meuser als das schlichte Leugnen eines Phänomens, z.B. indem die Unterdrückung von Frauen als feministische Rhetorik abgetan wird und durch ein vermeintliche rationaleres Weltbild korrigiert wird (vgl. ebd., 195f.).

6.4 Diskussion

Jeff Hearn's Kritik an Connells Konzept der Hegemonialen Männlichkeit hat Gewicht. Den analytischen Fokus auf Männer zu legen und dabei andere Geschlechterverhältnisse auszublenden und die damit einhergehende Gefahr die Kategorie ‚Männer‘ zu naturalisieren sind zu bemängeln. Diesen Punkt greifen jedoch – wie oben aufgezeigt – Connell und Messerschmidt (2005) auf. Sie berufen sich hierbei auf die Kritik von Demetriou (2001), welcher das Konzept der hegemonialen Männlichkeit dafür kritisiert zwei Ebenen miteinander zu vermengen: die Ebene der internen Hegemonie einer hegemonialen Männlichkeit gegenüber anderen Formen von Männlichkeiten und die Ebene der externen Hegemonie von Männern/Männlichkeiten gegenüber anderen Geschlechtern. Die Gefahr eines ausschließlichen Fokus auf Männlichkeiten besteht für Hearn darin, in Rahmen der kritischen Forschung über Männer und Männlichkeiten mit einem kritischen Impetus erneut alles nicht Männliche aus dem Blick zu verlieren und somit erneut dessen Subjektstatus und Agency zu unterminieren. Während diese Kritik sicher ernst zu nehmen ist, habe ich den Eindruck, dass Hearn's Konzeption von Männern als Agenten ihrer Geschlechtsklasse zwar die externe Hegemonie zu analysieren vermag, jedoch – trotz gegenteiliger Bekundungen des Autors – nicht die begriffliche Schärfe aufweist, um Binnendifferenzierungen und die Frage der internen Hegemonie zu beleuchten. Hearn benennt zwar explizit Hierarchien und Ausgrenzungen innerhalb des Kollektivs der Männer (s.o.), der Begriff der Männer und der Fokus auf die Hegemonie der Männer betont jedoch klar das Einende und Gemeinsame dieses Kollektivs – m.E. auf Kosten der Sensibilität für Differenz. Ich denke hieraus lässt sich eine zentrale Lehre ziehen: Die Theoretisierung von Männern und Männlichkeiten muss in der Lage sein Geschlechterverhältnisse sowohl zwischen Männern/Männlichkeiten, als auch zwischen Männern/Männlichkeiten und anderen vergeschlechtlichten Kollektiven zu beachten. Eine einseitige Auflösung dieser Spannung verliert zentrale Aspekte der sozialen Realität aus dem Auge. Männer können gleichzeitig *als Männer* privilegiert *und* deprivilegiert sein, wie z.B. ein schwuler Mann durch Schwulenfeindlichkeit innerhalb der Familie ausgegrenzt und gleichzeitig am Arbeitsplatz vom *Gender Pay Gap* profitieren kann. Weder Hearn, noch

Connell würden dem widersprechen. Mir geht es lediglich darum, darauf hinzuweisen, dass ihre Begriffe als Werkzeuge der Erkenntnis einen bestimmten Blick nahelegen, der das Risiko birgt, wichtige Aspekte auszublenden.

In Bezug auf Meusers Konzeptualisierung des männlichen Habitus lässt sich dieselbe Kritik, die ich bereits in Kapitel 5.4 skizziert habe, anwenden. Wie kann es lediglich einen männlichen Habitus geben? Meuser begreift die hegemoniale Männlichkeit als Kern bzw. „Erzeugungsprinzip“ (s.o.) des männlichen Habitus. Ein Kerngedanke der multiplen Männlichkeiten ist jedoch gerade der, dass es nicht eine authentische Männlichkeit gibt, sondern dass Männlichkeiten im Plural existieren. Zudem widerspricht der Gedanken von Männlichkeit oder Geschlecht als Konfiguration von Praxis (vgl. Kapitel 4.1) bei Connell Meusers Verständnis von einem Kern von Männlichkeit. Wenn bei Connell Geschlecht nicht jenseits dessen Praxis existiert, dann steht Meusers Versuch einen Kern hinter den verschiedenen Ausdrucksformen von Männlichkeit zu suchen, in direktem Widerspruch dazu. Neben dieser Problematik – dies werde ich im nächsten Kapitel aufzeigen – ist die Idee des männlichen Habitus als im Singular stehendes „Erzeugungsprinzip“ von Männlichkeit nur schwerlich vereinbar mit einer intersektionalen Konzeption von Geschlecht. Trotz dieser Schwachpunkte halte ich den Gedanken, dass Geschlechtspraxis habitualisiert wird und sich somit auch jenseits bewusster Abwägungen in das Verhalten von Individuen einschreibt, für sehr wichtig. Männer sind jedoch nie nur Männer, sondern immer auch Mitglieder von durch Rassisierungen, Klassenlinien, Sexualitäts- und Körpernormen strukturierten Kollektiven. Es erscheint vor diesem Hintergrund nur schwer denkbar, wie ein einziger männlicher Habitus über diverse Differenzlinien, Erfahrungsräume und Lebenslagen hinweg, alle bestehenden Männlichkeitsperformances und –identitäten zu strukturieren vermag. Doch nicht nur deshalb, sondern in Bezug auf Männlichkeits- und Männerforschung als Ganzes ist die Frage, wie Intersektionalität in diesem Zusammenhang konzipiert wird, grundlegend. Dem werde ich mich im nächsten Kapitel zuwenden.

Auch Meusers Verwendung des Habitus-Konzept in Verbindung mit Connells hegemonialer Männlichkeit verweist auf die Frage der Intersektionalität. Bei Meuser stellt die hegemoniale Männlichkeit den Kern des männlichen Habitus dar. Meuser insistiert, dass es nur einen männlichen Habitus gebe und dieser verschiedene Ausprägungen habe. Eine solche Konzeption lässt sich jedoch nur schwerlich mit den von Connell und Messerschmidt vorgenommenen Revisionen vereinbaren, nach welchen es verschiedene lokale und regionale Formen der hegemonialen Männlichkeit gibt. Wenn der männliche Habitus in Verbindung mit der Konstruktion einer dominanten Form von Männlichkeit in Ökonomie, Machtverhältnissen,

Ideologie und Beziehungen geht, wie soll dann die Existenz ausschließlich eines Habitus denkbar sein? Um ein solches Konstrukt aufrecht zu erhalten, bedarf es m.E. einer ethnozentrischen und monolithischen Konzeption von Kultur/Ideologie; zudem würde diese Konzeption einer intersektionalen Reformulierung wohl kaum stand halten. Dennoch halte ich das Konzept des Habitus für wertvoll, um die Reproduktion vergeschlechtlichter Praxen zu verstehen, gerade vor dem Hintergrund einer Kritik an der Vorstellung eines transparenten, rational-agierenden Subjekts. Anstatt auf den Habitus im Singular zu beharren, kann dieser als Verkörperung intersektionaler sozialer Positioniertheiten begriffen werden

7 Welche Männer? (I) Perspektiven auf Transnationalisierung und Intersektionalität

Der Begriff der Transnationalisierung hat seit einigen Jahren Konjunktur im sozialwissenschaftlichen Diskurs. Ludger Pries (2010) folgend verweist der Begriff auf zwei Ebenen: zum einen bezeichnet er eine Forschungsperspektive, die „vor allem solche Sozialphänomene und soziale Beziehungen [betrachtet], die sich über mehrere lokale Einheiten in unterschiedlichen Nationalgesellschaften hinaus erstrecken, die relativ dauerhaft sind und vergleichsweise dichte Interaktionen beinhalten.“ (ebd., 10). Zum anderen bezeichnet der Begriff eine „neue historische Qualität“ (ebd. 13) bzw. „soziale Wirklichkeit“ (ebd., 15), die qualitativ auf einem „Quantensprung hinsichtlich der Intensivierung, Beschleunigung, Veralltäglichung und ‚technischen Unterfütterung‘ von Vergesellschaftung über nationalstaatliche Grenzen hinweg beruhen.“ (ebd.) Der Begriff der „Transnationalisierung“ grenzt sich ab vom Begriff der Globalisierung, indem er über ökonomische Aspekte hinaus auch politische, soziale, kulturelle, technische und ökologische Aspekte in den Blick nimmt. Zudem verweist er auf die fortdauernde Wirksamkeit nationalstaatlicher Realitäten und begreift diese als relevanten Faktor im Gefüge grenzüberschreitender Sozialbeziehungen.

Vor allem aus der Migrationssoziologie kommend, hat der Begriff auch in feministische Forschungen Einzug gehalten. Julia Grulich und Birgit Riegraf (2014) verweisen auf das Potenzial des Begriffes „den Blick stärker auf die Mikroebene der sozialen Welt zu lenken, alltagsweltliche Beziehungsgeflechte, grenzüberschreitende Interaktion von Subjekten und Akteursgruppen ‚von unten‘ sowie das Alltagshandeln und die Lebenswelt sogenannter ‚einfacher Menschen‘“ (ebd., 7) zu lenken. Die Autor*innen weisen darauf hin, dass viele Forschungen um den Begriff der Transnationalisierung ‚geschlechtsblind‘ waren. Soziale Räume sind jedoch nie geschlechtsneutral und Geschlecht muss „als zentrale Strukturkategorie den Transnationalisierungsentwicklungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen inhärent“ begriffen werden.

Transnationalisierung bezeichnet soziale Prozesse der Interaktion von Akteur*innen aus verschiedenen nationalstaatlichen Kontexten. Damit steht eine transnationale Perspektive in einem Nahverhältnis mit postkolonialen und intersektionalen Ansätzen. Postkoloniale Ansätze betonen die Notwendigkeit mit der kulturellen, epistemischen, ökonomischen und politischen Dominanz des Westens zu brechen und gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse vor dem Hintergrund der Geschichte der Kolonisierungen und fortdauernden Dominanz des Globalen Nordens über den Globalen Süden zu verstehen. Intersektionale Ansätze betonen, dass eine Verständnis globaler Macht- und Herrschaftsverhältnisse nur vollständig sein kann,

wenn die Wechselwirkungen verschiedener Strukturkategorien und sozialer Demarkationslinien in eine Analyse einbezogen werden: [P]eople's lives and identities are generally shaped by many factors in diverse and mutually influencing ways. Moreover, race, class, gender, sexuality, age, disability, ethnicity, nation, and religion, among others, constitute interlocking, mutually constructing or intersecting systems of power." (Collins und Bilge 2016, 26.).

Raewyn Connell und Jeff Hearn haben dieser Thematik in ihren Auseinandersetzungen mit Männern und Männlichkeiten in den letzten Jahren zunehmend Beachtung geschenkt. Michael Meuser jedoch hat sich diesbezüglich kaum geäußert. Ich werde in diesem Kapitel der Frage nachgehen, inwiefern und auf welche Weise sich die Autor*innen mit Aspekten von Transnationalisierungsprozessen, postkolonialer Kritik und intersektionalen Ansätzen auseinandergesetzt haben und wie dies in Verbindung zu bringen ist mit einer Theoretisierung von Männlichkeiten/Männern.

7.1 Connell: Geschlecht, Transnationalisierung und koloniale Kontinuitäten

Wie bereits in Kapitel 3.4 skizziert, hat sich Connells Forschungsfokus in jüngerer Zeit verstärkt auf Nord-Süd-Verhältnisse, koloniale Kontinuitäten und Transnationalisierungsprozesse gerichtet. In diesem Kapitel werde ich mich einigen Aspekten dieser Arbeiten Connells widmen. Zunächst werde ich Connells Vorschlag skizzieren, wie eine „Weltgeschlechtsordnung“ theoretisiert werden kann und in welchem historischen Kontext diese zu verorten ist. Mit diesem Begriff versucht Connell vor allem Geschlechterpolitiken und –verhältnisse zu greifen, die im Rahmen der von Europa ausgehenden Kolonisierungen durchgesetzt wurden und bis heute wirksam sind. Auch hier wende Connell ihr Strukturmodell an, welches zwischen Machtverhältnissen, Produktionsverhältnissen, Cathexis und Symbolismus unterscheidet. Dann werde ich auf das Konzept der *globalizing masculinities* eingehen, welches historisch die Etablierung einer global wirksamen hegemonialen Männlichkeit nachzeichnet. Zuletzt werde ich einige Kritiken von Connell an den Machtverhältnisse in globalen Wissensökonomien diskutieren: die Autorin setzt sich hierbei kritisch mit der eurozentristischen Prägung der Akademie in Bezug auf Geschlechterforschung und der mangelnden Rezeption von Literatur aus Ländern des globalen Südens auseinander.

7.1.1 Die Weltgeschlechterordnung

Connell stellt fest, dass Forschung zu Männlichkeit überwiegend von einem ‚ethnologischen Moment‘ geprägt gewesen sei, also einer Forschungsperspektive, die ihren Fokus auf menschliche Interaktion und auf Prozesse auf der ‚Mikroebene‘ gelegt habe. Zwar habe dieser Fokus wichtige intellektuelle Früchte getragen, es sei jedoch unabdingbar die Ebene globaler gesellschaftlicher Verstrickungen in die Wissensproduktion über Geschlecht und Männlichkeit aufzunehmen.

„What happens in localities is affected by the history of whole countries, but what happens in countries is affected by the history of the world. Locally situated lives are not (indeed have long been) powerfully influenced by geopolitical struggles, global markets, multinational corporations, labour migration, and transnational media.” (Connell 2000, 39)

In diesem Zitat präzisiert Connell ihre Kritik an dem von ihr so bezeichneten ‚ethnologischen Moment‘. Hier wird deutlich, dass Connell keine getrennte Betrachtung von einer Mikro- und einer Makroebene vorsieht, sondern Mikropolitiken der Macht und Phänomene auf einer lokalen Ebene als verwoben mit transnationalen und postkolonialen Aspekten wie der globalen Arbeitsteilung und Repräsentationssystemen begreift. Hinsichtlich der Entwicklungen, die global starke Auswirkungen auf lokale und regionale Geschlechterregime zeitigten, betont Connell vor allem die Rolle der bis heute fortwirkenden Kolonisierungsbewegungen: „Imperiale Eroberungen, Neokolonialismus und das gegenwärtige Weltsystem von Macht, Investitionen, Handel und Kommunikation haben sehr unterschiedliche Gesellschaften miteinander in Kontakt gebracht.“ (Connell 2013, 174) Die hierbei entstandenen Interaktionen von Geschlechtsordnungen sind zwar keineswegs als Einbahnstraße zu begreifen, „[d]ennoch ist fraglos der Druck der Metropole auf die Geschlechtsordnungen der globalen Peripherie viel stärker als der Druck in die andere Richtung.“ (ebd.) Die Tatsache, dass ein westliche geprägtes Sexualitätsdispositiv und Formen der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung heute global dominant sind, lasse sich nicht akkurat mit einer Erzählung über „Modernisierung“ begreifen. Eine solche, viele sozialwissenschaftliche und historische Diskurse prägende Perspektive, kritisiert Connell für deren Eurozentrismus. Es sei unhaltbar die Entwicklung von Geschlechterverhältnissen mittels einer dermaßen linearen, herrschaftsblinden Perspektive zu verstehen: „This is no longer intellectually credible. The history of gender is plural [...] A degree of unity was imposed on the world, not by an abstract evolution towards modernity, but by the very concrete global discontinuity of imperialism.” (Connell 2000, 60) In diesem gewaltvollen Prozess sind neue Institutionen und Arenen entstanden, in denen eine globale

Geschlechterordnung Formen annimmt. Geschlecht müsse heute als *Struktur der Weltgesellschaft* betrachtet werden. Connell unterteilt diese globale Struktur analytisch in das Schema von Substrukturen, welches ich in Kapitel 6 dargestellt habe und zeichnet auf diesen Ebenen bedeutsame Momente der Rekonfiguration globaler Geschlechterverhältnisse nach. Die *World Gender Order* lässt sich der Autorin folgend auf den folgenden Ebenen skizzieren:

7.1.1.1 *Machtverhältnisse*

Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind eine Reihe politischer Institutionen entstanden, die Nationalstaaten miteinander vernetzen, ohne selbst eine territoriale Basis zu besitzen, wie zum Beispiel die Vereinten Nationen, die Weltbank, der Internationale Währungsfond, die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), die Afrikanische Union, Mercosur und die EU. „All diese Einrichtungen sind vergeschlechtlicht und haben Geschlechtereffekte.“ (Connell 2013, 177) Betrachtet man, wie hohe diplomatische Ämter und einflussreiche Posten in diesen Institutionen vergeben werden, wird die Dominanz von Männern deutlich, wenn auch global betrachtet eine Zunahme an Frauen in hohen politischen Ämtern zu verzeichnen ist. Transnationale militärische Organisationen werden klar von Männern dominiert, besonders stark ist dies in den global agierenden privaten Sicherheitsfirmen der Fall. Diese Tendenzen scheinen auf eine Zementierung der globalen Dominanz von Männern hinzuwirken. Gleichzeitig verweist Connell darauf, dass die internationale Arena auch ein Ort ist, wo eine gewisse Verstetigung von geschlechterdemokratischen Politiken stattfindet. Zum Beispiel gibt es eine ‚Division for the Advancement of Women‘ im UN Sekretariat; zudem haben sich staatliche und nicht-staatliche Entwicklungsorganisationen geschlechtspolitischen Themen verschrieben und die Beseitigung jeder Form von Diskriminierung ‚der Frau‘ ist in einer UN-Konvention festgeschrieben. Connell klingt hierbei nicht übermäßig optimistisch, verwehrt sich aber auch eines fatalistischen Blickes und sieht durchaus Widersprüchlichkeiten und Chancen auf der Ebene transnationaler Staatlichkeit (vgl. Connell 2000, 42, 2013, 177).

7.1.1.2 *Produktionsverhältnisse*

In Anschluss an Maria Mies (1986) stellt Connell dar, wie im Rahmen der Kolonisierung Produktionssysteme des Globalen Südens restrukturiert wurden, indem Lohnarbeit/produktive Arbeit vermännlicht und Hausarbeit/reproduktive Arbeit verweiblicht wurden. Somit wurde der vergeschlechtlichte Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit und damit eine Grundlage der

westlichen Geschlechterordnung globalisiert.³³ Transnationale Konzerne sind heute die größten wirtschaftlichen Akteure. Sie weisen eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung auf, die besonders jenseits der ‚gläsernen Decke‘ in den Vorstandsbereichen drastische Formen annimmt: hier dominieren Männer. Doch nicht alle Männer profitieren gleichermaßen; transnationale Güterproduktion bedeutet z.B. für Industriearbeiter im globalen Süden massive körperliche Anstrengungen und Risiken, die verheerende Auswirkungen auf deren Gesundheit haben. Auch globale Märkte sind vergeschlechtlicht und werden mit dem Siegeszug des Neoliberalismus kaum reguliert. Connell zitiert eine eigens durchgeführte Studie, in welcher die frauenfeindliche, machoid-aggressive Kultur in einem Finanzunternehmen dargestellt wird: Sexismus, Objektivierung von Frauenkörpern, Männerbündelei und Drogenaffinität werden hier mit Erfolg assoziiert und folglich akzeptiert und positiv sanktioniert (Connell 2013, 176). Und auch auf dieser Ebene gibt es widersprüchliche Tendenzen: In der Management-Kultur transnationaler Konzerne ließ sich zuletzt eine Verschiebung der hegemonialen Männlichkeit ausmachen: weg von einem hierarchischen Modell, hin zu einer stärkeren Betonung von Teamarbeit und Hochtechnologie. Widersprüchlich, weil trotz aller Betonung von Teamarbeit die Herstellung von Hegemonie Ausschlüsse und Hierarchisierungen impliziert.

7.1.1.3 Emotionale Bindungsstruktur (Kathexis)

Ein Aspekt der Kolonisierung war die kulturelle und religiöse Missionierung, im Rahmen welcher die hegemonialen westlichen Geschlechtsidentitäten, Sexpraktiken und Beziehungs- und Familienkonzepte in den Globalen Süden exportiert wurden. In Folge kann das Konzept heterosexueller Paarbeziehungen samt der damit assoziierten Kernfamilie als hegemonial bezeichnet werden. Auch deren Abjekt, die Homosexualität zirkuliert heute global als die gängigste Form einer Alternative. In diesem Prozess wurden alternative Konzepte von Identität, sexueller Praxis und Beziehungen unterdrückt und bekämpft. Mit Altman (1996) zeigt Connell jedoch auf, dass es sich bei diesem Prozess keinswegs um ein reines Ersetzen handelte, sondern eher um eine komplexe Aushandlung, die neue hybride Formen hervorbrachte.

7.1.1.4 Symbolismus

Auf dieser Ebene verweist Connell auf die Bedeutung der Massenmedien und des Internets. Die globale Medienlandschaft und das Internet sind stark von US-amerikanischen und europäischen Firmen geprägt, die dominante Sprache ist Englisch. Hier werden Geschlechterarrangements und -bedeutungen in einem globalen Maßstab verbreitet und auch wenn es alternative

³³ Dass dies nicht reibungslos funktionierte und auch Einflüsse des globalen Südens auf den Norden wirksam wurden und somit hybride Formen entstanden, wird von Connell auch ausgeführt.

Darstellungen gibt, dominieren solche, die Sexismus eher perpetuieren als unterwandern. Das Internet wird bisweilen als Feld betrachtet, welches zahlreiche Möglichkeiten für „geschlechtlichen Wandel“ (Connell 2013, 178) bietet, indem diverse Identitäten und Geschlechtsentwürfe weithin zugänglich sind und alternative kulturelle Deutungsmuster erschließbar werden. Doch diesen Optimismus teilt Connell nur bedingt:

„Das Internet ist von pornographischem Spam überflutet, der extrem reaktionäre Ansichten über Geschlecht verbreitet –Frauen als Objekte männlichen Begehrens und männlichen Konsums, Männer, die glauben, ihre Männlichkeit hänge davon ab, dass sie die Größe ihres Penis steigern. Die Kultur der Berühmtheiten, die in den internationalen Massenmedien für Frauen propagiert wird, hat in ihrer Heteronormativität etwas Karikaturhaftes. Die Sportübertragungen liefern eine unablässige Diät an kompetitiver, muskelbepackter Männlichkeit. Die bescheidenen Ausflüge in den Wandel in Sendungen wie *Queer Eye for the Straight Guy* erscheinen im Vergleich dazu marginal.“ (Connell 2013, 178)

Auch wenn die globalen Machtverhältnisse stark zugunsten der westlichen Welt ausgeprägt sind, ist die Weltgeschlechterordnung dennoch nicht einfach eine Kopie der europäisch-nordamerikanischen: „The European-American gender order was changed by colonialism; and elements from other cultures now circulate globally.“ Dennoch, die Folge war keine „United Colors of Benetton gender order“, sondern eine widersprüchliche Geschlechterordnung, geprägt durch verschiedene Diskurse und Institutionen, jedoch mit einer klaren Hegemonie des Westens (vgl. Connell 2000, 43).

7.1.2 *Globalizing Masculinities*

Teil dieser transnationalen Geschlechterdynamiken ist eine Rekonfiguration von Männlichkeiten auf der globalen Ebene. Diese kann Connell folgend auf drei Ebenen analysiert werden: auf der Ebene des Körpers, des persönlichen Lebens und kollektiver sozialer Praxis. Technologisierung verleiht manchen Körpern neue Fähigkeiten wie z.B. durch Lufttransport oder Computer (Connell spricht hierbei von ‚cyborg‘ masculinity), während andere Körper an den Folgen der Globalisierung leiden, wie Industriearbeiter in prekären Arbeitsverhältnissen, die eine Bedrohung für die Gesundheit bedeuten können. Auch lustbezogene Praxen verändern sich: Hypermobile Eliten sind zu einem viel geringeren Ausmaß lokalen Geschlechterordnungen ausgeliefert; die erhöhte Mobilität und globale Einkommensungleichheit schafft die Bedingungen für Sex-Tourismus. Das persönliche Leben wird zum Beispiel umstrukturiert durch die lokalen Auswirkungen transnationaler Güterproduktion: Das „breadwinner“ Modell von Männlichkeit gerät an manchen Orten durch um sich greifende Arbeitslosigkeit in die Krise. Topmanager in multinationalen Konzernen sind

meist männlich und führen einen Lebensstil, der die Übernahme reproduktiver Tätigkeiten nicht vorsieht; häufig werden diese von Frauen übernommen. Auf der Ebene kollektiver Praxis verweist Connell auf die globale Omnipräsenz spezifischer Geschlechtermodelle, die durch Massenmedien verfügbar werden. Der ‚Export‘ vergeschlechtlichter Institutionen der westlichen Welt im Rahmen der Kolonisierung und im Rahmen des kapitalistischen Weltsystems geht einher mit einer Neugestaltung lokaler Geschlechterpraktiken in den Ländern der Peripherie: Armeen nach dem westlichen Modell bringen neue Formen der Gewalt mit sich; der Handel an Aktienmärkten legt egozentrisches Handeln nahe; Bürokratien basieren auf spezifischen Formen der Dominanz und Folgsamkeit.³⁴ Connell hält fest:

„The world gender order is patriarchal, in the sense that it privileges men over women. There is a ‘patriarchal dividend’ for men arising from unequal wages, unequal labour-force participation, and a highly unequal structure of ownership, as well as cultural and sexual privilege.” (Connell 2000, 46)

Es bestehen aufgrund globaler Machtverhältnisse und Transnationalisierungsprozessen Bedingungen, die die Produktion einer *hegemonialen Männlichkeit im Weltmaßstab* (on a world scale) zulassen, also eine Form der Männlichkeit, welche die weltweite Dominanz von Männern in den Geschlechterverhältnissen verkörpert, organisiert und legitimiert. „This dominance may become institutionalized in a pattern of masculinity which becomes, to some degree, standardized across localities“. Connell arbeitet eine historische Entwicklungslinie von *globalizing masculinities* heraus: In frühen Phasen des Kolonialismus spielten *masculinities of conquest and settlement* eine zentrale Rolle. Damit bezeichnet Connell die Praxen von Männern an den „frontiers“ der entstehenden Imperien. Diese kamen häufig aus den weniger privilegierten Schichten der Metropolen und zeichneten sich durch ein hohes Maß an Gewalt und egozentrischem Individualismus aus. Sie waren relativ unbehelligt durch staatliche Kontrolle; nicht selten kam es zur teilweisen oder kompletten Extinktion indigener Bevölkerungsgruppen. In späteren Phasen der Kolonisierung spricht Connell von einer Hegemonie von *Masculinities of empire*: diese bezeichnen dominante Praxisformen von Männern in etablierteren Kolonien. Dabei ging (und geht) es häufig um das Herstellen von Hierarchien zwischen verschiedenen Männlichkeiten, wobei manche als ‚männlicher‘ (*weiße* Kolonisatoren und widerständige indigene Männer), andere als ‚effeminiert‘ (andere, weniger widerständige indigene Männer) bewertet wurden. Die Institutionen von Siedlungskolonien

³⁴ Connell verweist darauf, dass der ‚Export‘ dieser Institutionen keineswegs eine schlichte Kopie bestimmter Geschlechterpraxen bedeutet. Vielmehr stellen diese Institutionen spezifische Handlungsbedingungen dar, welche gewisse Praxen nahelegen.

ermöglichten das Aufkommen neuer Männlichkeitstypen, z.B. in der Kolonialverwaltung und –administration (vgl. ebd.). Diese kolonialen Formen von Männlichkeiten spielten eine wichtige Rolle bei der Transformation indigener Geschlechterordnungen. Die Konstruktion von Geschlecht war dabei – wie Connell betont – stets verknüpft mit der Konstruktion von „Rasse“. Aktuell könne man von einer globalen Hegemonie einer *transnational business masculinity* (TBM) ausgehen. Diese ist eingebettet in die dominante neoliberale Ideologie, die sich zwar geschlechtsneutral gibt, deren ‚Individuum‘ jedoch klar Attribute und Interessen männlicher Unternehmer aufweist. Die TBM entspricht in etwa dem Lebensstil der hypermobilen Eliten in den mächtigen transnationalen Institutionen. Sie unterscheidet sich von der traditionellen bürgerlichen Männlichkeit durch ihre Freizügigkeit in Bezug auf Sexualität und die Tendenz Beziehungen zu Frauen zu kommodifizieren. Symptomatisch dafür sei die Verfügbarkeit von Pornos in entsprechenden Hotels und die Verfügbarkeit von Sexarbeiter*innen in den Sozialräumen dieser Elite.

Die TBM ist keineswegs homogen. Ihre Variationen sind eingebettet in regionale Geschlechterordnungen und mögen durchaus in Konflikt mit diesen stehen. Zudem gibt es auch in der globalen Arena Widerstand gegen diese Formen der Männlichkeit. Interessanterweise zirkulieren auch nicht-hegemoniale Formen Männlichkeit global, wie sich zum Beispiel an schwulen Männlichkeitsentwürfen zeigen lässt. Auch Kritik an den dominanten Formen von Männlichkeit operiert transnational. Ein Beispiel hierfür ist die in Kanada gegründete *White Ribbon campaign*³⁵, eine erfolgreiche profeministische Männerbewegung, die sich gegen Gewalt gegen Frauen und Sexismus stark macht. Transnationale Geschlechterverhältnisse implizieren *summa summarum* sowohl Chancen für progressive Veränderung, implizieren jedoch auch negative Veränderungen in Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit, wie z.B. durch den Abbau sozialstaatlicher Errungenschaften, der mit der Hegemonie des Neoliberalismus weltweit eine Tendenz zur Unterschichtung bedeutet (vgl. Connell 2000, 46).

7.1.3 Geopolitik des Wissens, Kolonialität von Geschlecht

In neueren Arbeiten setzt sich Connell (2007, 2014, 2016; Connell u. a. 2017) vermehrt mit Kritiken transnationaler sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion im Allgemeinen und in Bezug auf Geschlecht auseinander. Die globale Wissensökonomie ist von einer postkolonialen Arbeitsteilung geprägt, welche sich folgendermaßen skizzieren lässt: Im globalen Norden befinden sich die einflussreichsten Universitäten, Bibliotheken und Verlage, deren Zeitschriften weltweit Debatten prägen; hier gibt es die besten Finanzierungsmöglichkeiten für

³⁵ Es gibt auch einen österreichischen Ableger, siehe <http://www.whiteribbon.at/>

Forschungsprojekte, Stellen und Publikationen; von hier kommen die einflussreichsten Theorien, Konzepte und Methodologien; hier gibt es die prestigeträchtigsten Karrieremöglichkeiten. Der globale Süden hingegen wird als Datenlieferant ausgebeutet und fungiert als beforschbares Feld. Das im Globalen Norden produzierte Wissen zirkuliert an Universitäten weltweit, während Forschung aus dem globalen Süden nur selten im Norden rezipiert wird (vgl. Connell 2014, 218)

So wurden auch im Bereich der Forschung zu Männlichkeiten und Geschlecht häufig Konzepte und Theorien, die im Kontext westlicher Länder entstanden sind, unverändert auf Gesellschaften des Globalen Südens angewendet. Dies ist problematisch, da viele Grundannahmen, die für den einen Kontext zutreffen mögen, auf den anderen nicht anwendbar sind. Geschlecht als kohärentes, sich selbst reproduzierendes System und hegemoniales System zu begreifen – wie dies z.B. in Konzepten wie „Heteronormativität“, „Patriarchat“ oder „Geschlechtnormen“ der Fall ist – und diese Annahme auf postkoloniale Kontexte zu übertragen, kritisiert Connell. Mit Ranajit Guha (1997) weist sie darauf hin, dass in postkolonialen Kontexten Herrschaft nicht unbedingt durch breite Zustimmung – wie im Begriff der Hegemonie angelegt – abgesichert ist, sondern das Moment der Dominanz eine zentralere Stellung einnimmt. Auch die in westlichen Kontexten häufig vorgenommene Assoziation von „traditioneller“ Männlichkeit mit Autoritarismus und patriarchalen Ideologien und deren Kontrastierung mit „modernen“ Männlichkeiten als fortschrittlich, kann nicht einfach für postkoloniale Kontexte übernommen werden, denn die Kehrseite der europäischen Moderne ist der europäische Kolonialismus. Postkoloniale Gesellschaften sind häufig von Instabilität geprägt; auch dieser Umstand muss reflektiert werden, es kann nicht einfach von einem stabilen sozialen Umfeld ausgegangen werden (vgl. ebd.).

Die Herstellung von Hegemonie ist immer ein umkämpfter Prozess. Diese Kämpfe sind im Globalen Süden geprägt durch post-/koloniale Kontinuitäten und antikoloniale Widerstände. Um Geschlechterverhältnisse im Globalen Süden zu verstehen „müssen wir die Gewalt des Kolonialismus verstehen; und um diese zu verstehen, müssen wir mit ‚Geschlechterverhältnissen und vergeschlechtlichter Gewalt [gender violence] an der imperialen Quelle beginnen‘“ (Connell 2016, 306)³⁶. Männlichkeiten in postkolonialen Settings sind geprägt von den Institutionen der Kolonialmächte – Militär, Schulen, heteronormative Kleinfamilie, Kirchen, Gesetze etc. und deren Wechselwirkung mit indigenen Geschlechtspraxen. Auch antikoloniale Widerstandsbewegungen gingen mit Männlichkeitsprojekten einher. Um ein akkurates Verständnis von diesen Dynamiken zu

³⁶ Connell zitiert in diesem Zitat Amina Mama (1997)

entwickeln, müssen Männlichkeitsstudien *dekolonisiert* werden. Ein zentraler Aspekt dieses Projekts ist für Connell die Kanonisierung und Analyse von Literatur aus dem Globalen Süden, sei es Belletristik, Essays oder wissenschaftliche Texte. Das Ziel liegt in einem „world-centered, rather than metropole-centered, approach to the study of masculinities and men’s practices“ (Connell 2014, 227).

7.2 Jeff Hearn: Transpatriarchies

Auch Jeff Hearn sieht die Notwendigkeit Transnationalisierungsprozesse und Geschlechterverhältnisse zusammen zu denken. Ich werde in diesem Unterkapitel darstellen, wie Hearn sich dem Begriff der Transnationalisierung nähert und welche Relevanz er diesem im Bezug auf Geschlechterverhältnisse und männliche Macht einräumt, um dann aufzuzeigen, wie Hearn die Analyse von Transnationalisierungsprozessen als einen Aspekt einer intersektionalen Perspektive auf Geschlechterverhältnisse begreift.

7.2.1 Transnationalisierung und Geschlecht

Um Geschlecht und die Position von Männern als Individuen, Kollektiv und Geschlecht zu begreifen, reicht es nicht aus diese lediglich auf den Ebenen des Lokalen, Unmittelbaren, der Familie oder des Nationalstaates zu betrachten. Einer solche Perspektive entgehen zentrale Prozesse der Vergesellschaftung und Implikationen in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, wie z.B. transnationale Handelsbeziehungen und Unternehmen, Waffenhandel, internationale Sportindustrie, Konsum, transnationale Beziehungen und Arbeitsverhältnisse, Migrationsbewegungen, Informationstechnologien etc. Diese Prozesse der Transnationalisierung werden häufig von Männern kontrolliert und führen zu einem Ausbau der Macht bestimmter Männer (Hearn 2015b, 21).

Hearn kritisiert den methodologischen Nationalismus vieler (auch ‚kritischer‘) Ansätze der Geschlechter- und Männer-Studien (vgl. ebd., 17). Gleichzeitig haben Theorien über Globalisierung häufig nicht viel über Geschlecht zu sagen; und wenn dem so ist, dann liegt der Fokus häufig auf Frauen*. Hearn kritisiert nicht den Fokus, da dieser eine Notwendigkeit feministischer Kämpfe darstellt, bemängelt jedoch die Abwesenheit der Kategorie ‚Männer‘: „This is another of those missing categories: one of those dominants that need deconstruction.“ (ebd., 64). Und wenn Männer dann doch in den theoretischen Fokus gerieten, dann häufig im Rahmen eines „kulturellen Individualismus“, welcher verschiedene Kulturen in einem Containermodell bezüglich deren Geschlechternormen vergleicht. Dieser Tendenz widerspricht Hearn mit Bezug auf feministische, Development- und postkoloniale Studien, welche

transnationale Verstrickungen und historisch gewachsene globale Machtverhältnisse zum Ausgangspunkt ihrer Analyse machten. Hearn stellt fest, dass die Vormachtstellung von Männern in der heutigen Weltordnung zwar zunehmend anerkannt wird, aber gleichzeitig die Bedeutung dieser Dominanz für die europäische Expansion, Kolonialismus und Imperialismus und somit für die historische Genese der heutigen Weltordnung, verkannt wird. Dabei gilt es nicht, die Aufmerksamkeit auf die Rolle von Männer allein zu richten – das wäre lediglich eine Neuauflage androzentrischer Geschichtsschreibung – sondern diese mit der Absicht der Dekonstruktion zu beleuchten. Das bedeutet, Männer als Problem in den Blick zu nehmen und ihre Rolle vor dem Hintergrund rassismus- heteronormativitäts- und kapitalismuskritischer (usw.) Perspektiven zu beleuchten (vgl. ebd., 68f.). Connells Ansatz der „Globalizing Masculinities“ hebt Hearn als wichtigen Schritt hervor, um die Inhärenz von Geschlechterverhältnisse in Imperialismus und Post-/kolonialismus zu denken. Doch äußert er auch Kritik: Connells Ansatz tendiere zum Ethnozentrismus: die dargestellten „globalizing masculinities“ verbreiten sich vom Westen ausgehend in die Welt und der Einfluss nicht-westlicher Kontexte werde hierbei unterschätzt und entannt.³⁷

Hearn begreift Transnationalisierung nicht als System, wie dies z.B. Wallerstein mit dem Begriff des ‚Weltsystems‘ tut (vgl. Wallerstein 1984), sondern als vielschichtigen Prozess, der nicht einer singulären Logik folgt, sondern durchaus Widersprüche aufweist. Auch das Konzept der ‚Globalisierung‘ kritisiert Hearn: u.a. dafür, dass die Bedeutung nationalstaatlicher Realitäten – wie z.B. Grenzregime oder die Organisation von Arbeit betreffend – entannt wird. Das *Trans* in Transnationalisierung hat für Hearn drei Bedeutungen: 1. eine Bewegung über etwas hinweg oder zwischen zwei oder mehr Dingen, in diesem Falle nationale Grenzen oder Nationen; 2. Problematisieren, Überwinden, *Blurring*, Zerstören oder sogar Auflösen der Nation oder nationaler Grenzen; 3. Erschaffen neuer Konfigurationen: „intensified, transnational, supranational, or to different degrees, deterritorialized, dematerialized or virtual entities [...] involving two or more nations, or different actors there interacting across national borders” (Hearn 2015b, 91).

Von Transnationalisierung zu sprechen, heißt nicht, von Dingen zu sprechen, die ‚weit weg‘, mobil oder zwischenstaatliches betreffend sind. Vielmehr äußern sich Transnationalisierungsprozesse und deren Geschlechtsaspekte lokal. Dafür gibt Hearn drei Beispiele: (1) Der individuelle Zugang zum globalen ist notwendigerweise lokal, jede*r

³⁷ M.E. trifft dieser Kritik nur bedingt zu. Connell weist in ihren Ausführungen durchaus auf Hybridität und Komplexität bei der Formation neuer Männlichkeiten in der Folge imperialer und kolonialer Expansion. Zudem betont Connell den Entwurfcharakter der drei Formen von ‚globalizing masculinities‘.

Wissensproduzent*in lebt an partikularen Orten mit spezifischen Geschichten, die auf eine spezifische Art und Weise von transnationalen Dynamiken geprägt sind. (2) Die Effekte des globalen äußern sich lokal, z.B. in einer Stadt, deren Bevölkerung, Wissensbestände, Sprachen und Praktiken (post-)koloniale Kräfte erfahrbar machen. (3) Das globale ist persönlich, körperlich, emotional erfahrbar, z.B. in der Konfrontation mit *neuem*: Produkte, kulturelle Einflüsse, soziale Positionen (die ‚Fremde‘, der ‚Geflüchtete‘...); Tourismus, digitale Vernetzung und Handeln bilden eine Basis für zwischenmenschliche Begegnungen, Beziehungen und Affekte (vgl. ebd.). Somit weist Hearn's Verständnis von Transnationalisierung viele Parallelen zum eingangs zitierten Pries (2010) auf. Auch dieser grenzt sich vom Begriff der Globalisierung ab und betont Aspekte auf den Ebenen des Alltags, von Identitäten und interpersonellen Beziehungen.

Bezogen auf Geschlechterverhältnisse im Allgemeinen und die Hegemonie der Männer im Besonderen hat Transnationalisierung viele Implikationen. Manche Männer (kollektiv und/oder individuell) werden dabei privilegiert, andere deprivilegiert. Die Bewegung vom Nationalen zum Transnationalen mag für manche eher freiwillig sein, für andere ist sie eher erzwungen, sie kann strukturell, institutionell, organisatorisch, individuell oder durch ein komplexes Netz von Akteur*innen und Bedingungen erfolgen. Um der Vielschichtigkeit von Transnationalisierungsprozessen in der Analyse gerecht zu werden, vermeidet Hearn Transnationalisierung als eine ‚Variable‘ oder eine Struktur zu begreifen, indem er spezifische Momente oder Strukturen benennt und in den Begriff der Intersektionalität übersetzt. Intersektionalität impliziert in diesem Verständnis mehr als die Überschneidung identitätsproduzierender Unterdrückungsverhältnisse (wie race, class, gender, dis_ability, sexuality etc.), sondern bezieht sich zudem auf u.a. Lokalität, Migration, Staatsbürger*innenschaft und weitere, je nach Analysegegenstand relevante Aspekte von Transnationalisierung (vgl. ebd., 90ff.). Auf Hearn's Intersektionalitätsbegriff werde ich unten näher eingehen. Hier wird deutlich, dass auch Hearn mit Transnationalisierung zwei Ebenen begreift. Zum einen bezeichnet er damit eine Forschungsperspektive, die jenseits eines methodologischen Nationalismus, aber auch jenseits eines ausschließlich makroperspektivischen Blicks mikropolitische Aspekte von Geschlechterverhältnissen mit geopolitischen Bedingungen zusammen denkt.

Hearn versteht sein Wissensprojekt als einen Beitrag zur Dekonstruktion des Dominanten. Hierbei wird das Augenmerk nicht wie so häufig auf die Marginalisierten und Unterdrückten von Rassismus, Klassenverhältnissen, Patriarchat usw. gelegt, sondern auf „those who *do* the ignoring and the exclusion“ (70) Aber wer oder wo sind „those who *do*“? Diese Frage verweist

auf eine weitere theoretische Setzung Hearn: es gibt keine Zentren der Macht, die nicht selbst wandelbar und widersprüchlich wären. Die Sozialtheorie hat gezeigt, dass vermeintliche Einheiten wie das Individuum, der Staat oder die Gesellschaft nicht als Black Boxes behandelt werden können, sondern fragil, vielschichtig und uneindeutig sind. Dieses Problem bezieht sich auch auf die Dominanz von privilegierten Männern (Hearn spricht von WHAMs = white, heterosexual, able-bodied men)³⁸. Es wäre falsch diese (sei es als Gruppe oder Individuen) als stabile Zentren der Macht zu betrachten; „while dominance persists, this is not from any clear or solid centre“ (71). Zentren mögen diffus, verstreut, beweglich und widersprüchlich sein, sollten daher nicht *a priori* als solide und singular konzeptionalisiert werden. Folglich müsse eine kritische Theorie über ‚Männer‘ an der Dekonstruktion monolithischer Konzepte von männlicher Macht arbeiten, so wie dies bereits in Bezug auf die männliche Psyche getan wurde; nicht nur aus intellektueller Neugier, sondern weil – so Hearn – ein simplifizierendes, zentristisches Machtkonzept die Dominanz von Männern stabilisiert.

7.2.2 Intersektionalität

Eines der zentralen Themen des Buches *Men of the World* ist die Reformulierung einer Patriarchatstheorie unter den Vorzeichen intersektionalen Denkens. Hearn bezieht sich ausführlich auf postkoloniale, transnationale und intersektionale Feminist*innen; dies macht sich nicht nur in den Literaturverweisen bemerkbar, sondern auch in der gewählten Sprache, die stets um Inklusion bemüht wirkt (vgl. dazu Kapitel 8.2) Hearn begreift ‚Männer‘ als *intersektional* vergeschlechtlicht, eine Erkenntnis, die er selbst als prägend für die KFMM bezeichnet. Hearn räumt jedoch ein, dass die Debatten über das Patriarchat in den 1970er und 80er Jahren in mindestens zwei Punkten Leerstellen aufwiesen: 1. In diesen Debatten gab es eine Tendenz zum Strukturalismus und zur Homogenisierung, indem von Patriarchat im Singular gesprochen wurde. Dies engte den Blick auf verschiedene Arenen und Strukturen von Geschlechterverhältnissen ein und legte eine ahistorische Perspektive nahe. Es gelte demgegenüber von Patriarchaten und Geschlechtersystemen im Plural zu sprechen, diese als historisch-spezifisch zu begreifen und deren Verwobenheit mit anderen Strukturen in den Blick zu nehmen. 2. Der Fokus dieser Arbeiten lag zumeist auf nationalen/nationalstaatlichen soziokulturellen Kontexten. Hearn schlägt eine Überarbeitung seines Patriarchatskonzepts (siehe Kapitel 6) vor. Diejenigen Institutionen und gesellschaftlichen Bereich, die dort als Strukturen des Patriarchats begriffen wurde, können in einer intersektionalen Perspektive

³⁸ Was bei der Abkürzung ‚WHAM‘ auffällt ist, dass Hearn hier Klasse nicht benennt. Die Ausführungen in den vorausgegangenen Kapiteln sollten jedoch deutlich gemacht haben, dass Hearn sich immer wieder auf Klassenaspekte bezogen hat. Die Auslassung an dieser Stelle mag eher den phonetischen Eigenschaften des Buchstaben ‚C‘ als einer theoretischen Lücke geschuldet sein.

reformuliert werden als Institutionen und Bereiche, in denen verschiedene soziale Kategorien reproduziert werden und gemeinsam wirken:

- Kapitalistische Arbeit (Arbeit, Klasse, Beruf)
- Reproduktion von Arbeitskraft (Arbeit, Familie, Sexualität)
- Die Familie (Alter, Generation, Sexualität, Arbeit, Religion)
- Fortpflanzung (Alter, Generation, Sexualität)
- Der Staat (Staatsbürgerschaft, Ethnizität/race, Familie, Nationalität, Religion, Gewalt)
- Regeneration/Degeneration (Alter, Körper, Generation, Dis_ability)
- Sexualität
- Gewalt
- Kultur/Ideologie (Identität, Kultur, multiple Intersektionalitäten)
(Hearn 2015b, 86; meine Übersetzung)

Inwiefern ist diese Perspektive eine Reformulierung der älteren Patriarchatstheorien Hearn's? In seinen älteren Arbeiten hat Hearn zwar von Patriarchaten im Plural gesprochen und verschiedene Arenen patriarchaler Macht ausgemacht – er hat diese dort jedoch als spezifisch patriarchale Verhältnisse begriffen. Mit dem hier vorgelegten Vorschlag können diese verschiedenen Arenen des Patriarchats in Begriffen der Intersektionalität verstanden werden: „The move away from private to public patriarchy is a move from the intersections of family, age, generation, sexuality, and indeed work, with gender, to intersections of work, class, employment, occupation, organization, and state, with gender.“ (ebd., 87) Ich verstehe dies als einen Versuch seinen Patriarchatsbegriff zu öffnen und die oben gelisteten Arenen patriarchaler Macht als interdependent mit diversen sozialen Institutionen und Verhältnissen zu begreifen. Mit dieser Perspektive werden diese Arenen analytisch aufgebrochen, um diejenigen sozialen Differenzierungs- und Hierarchisierungsmarker in den Blick zu nehmen, die ihnen zugrunde liegen. So wird aus dem Containerbegriff ‚Familie‘ ein sozialer Ort, an dem Alter, Generation, Sexualität, Arbeit, Religion und Geschlecht (und weitere Kategorien?) wirksam sind. Somit lässt sich die Familie als Ort der Intersektion dieser Kategorien verstehen. Gleichzeitig lässt sich z.B. die Interdependenz von Familie und der Reproduktion von Arbeitskraft denken. So wird aus einem kategorialen Nebeneinander ein intersektional Verwobenes; die Analyse von patriarchalen Machtverhältnissen lässt sich so auch in Verbindung mit anderen Machtverhältnissen bringen. Diese Liste ist ein Vorschlag. In jedem Fall können Verbindungen zwischen Geschlecht und einer oder mehreren sozialen Demarkationslinien gemacht werden.

Geschlecht und Klasse können hier – wenn angebracht – als Dominanten gesetzt werden. Gleichzeitig mag es sein, dass verschiedene soziale Arenen im Widerspruch mit Geschlecht oder Klasse stehen – wie zum Beispiel im Falle des Staates oder der Familie (wo im Gegensatz zu Klassenverhältnissen die formelle Gleichheit aller Bürger*innen herrscht oder wo im Gegensatz zu hierarchischen Geschlechterverhältnissen, zumindest in manchen Familien, Reziprozität und Solidarität dominieren können). Vereinfacht gesagt verstehe ich die Entwicklung von Hearn's Theorien so: Bereits in früheren Arbeiten kritisierte Hearn (1987, 1992) einige Patriarchatstheorien (und Kapitalismustheorien) für deren Unvermögen die Interdependenzen zwischen Kapitalismus und Patriarchat angemessen zu theoretisieren, indem z.B. von einem dualistischen Strukturmodell ausgegangen wurde, welches problematische Gegenüberstellung von „production and reproduction, mode of production and ideology, the economic and the political, even base and superstructure“ vornahm (Hearn 1987, 40). Hearn bemühte sich darum ein theoretisches Modell zu entwerfen, welches verschiedene Wechselwirkungen und Interdependenzen von Kapitalismus und Patriarchat zu benennen vermochte, sprach fortan von Patriarchaten im Plural und identifizierte multiple Arenen patriarchaler Macht. (vgl. auch Kapitel 4 und 5). In den oben diskutierten neueren Schriften erweitert Hearn (2015b) dieses Verständnis: er verlässt begrifflich die Ebene eines Denkens in Totalitäten (Patriarchat, Kapitalismus) und nimmt statt dessen die spezifischen gesellschaftlichen Institutionen und Mechanismen in den Blick, in denen spezifische Formen der Ausbeutung, Machtverhältnisse, Gewalt etc. produziert werden. Wie schon in den früheren theoretischen Ausführungen begonnen, setzt Hearn hier das Projekt fort patriarchale Verhältnisse nicht als primordial zu begreifen, sondern als in spezifischen Orten produzierte und hier immer schon mit anderen Machtverhältnissen und Ordnungsprinzipien in Wechselwirkung stehende zu begreifen. Genauso wie Geschlecht nicht ohne Klasse, *race* oder Körper (alternd, dis_abled,...) existiert, sind Patriarchate immer schon intersektional. Determinationen innerhalb ‚einer Gesellschaft‘ sind somit intersektional zu denken; welches soziale Verhältnis hierbei dominant ist, lässt sich nicht *a priori* bestimmen, sondern muss gegenstandsspezifisch erforscht werden. In den neueren Texten bemüht sich Hearn als Aspekt einer verstärkt intersektionalen Betrachtung Phänomene der Transnationalisierung zu theoretisieren. Wie er die Wichtigkeit dessen argumentiert, werde ich im Folgenden darstellen.

7.2.3 Transnationales Patriarchat/Transpatriarchat

Patriarchal strukturierte Geschlechterverhältnisse können im Rahmen eines ‚methodologischen Nationalismus‘ nicht angemessen verstanden werden. Um den nationalstaatliche Grenzen transzendierenden Dynamiken und Tendenzen gerecht zu werden, schlägt Hearn den Begriff

Transnationales Patriarchat (,transnational patriarchy‘) oder kurz *Transpatriarchat* (,transpatriarchy) vor – „as a way of talking about patriarchies, intersectionalities and transnationalization of the same time.“ (89). Um Transnationalisierung analytisch greifbar zu machen, übersetzt Hearn diese in den Begriff der Intersektionalität:

The notion of transpatriarchies highlights various overlapping transnational fields, economic, organizational, political, cultural – not some system of globalization, gendered or not. Whatever the balance of power between nation-states and forces that transcend them, transnational processes introduce a variety of *intersectional issues* into the analysis, including analysis of (trans)patriarchies. At the very least, they bring into the picture intersections of gender relations with *inter alia* citizenship, culture, ethnicity, identity, location, migration, movement, nationality, place, racialization, religion, and space. The transnational intersectionalities complicate the previous set of intersectionalities identified in the previous section in terms of social arenas or structures within patriarchies. (Hervorhebungen z.T. von mir) (91)

Transnationale Patriarchate oder Transpatriarchate können auf verschiedenste Weisen entstehen und sich wandeln: Transnationale patriarchale Macht mag sich ausbreiten, durch neue Technologien oder Konzerne. Die Ausweitung patriarchaler Macht weist häufig das Merkmal der *individuellen und kollektiven Nichtverantwortung* von Männern auf, wobei durch Männer verursachte soziale Probleme oder solche, welche Bedingung für transpatriarchale Privilegien sind, auf andere abgewälzt werden - auf Frauen, andere Männer, Regierungen oder andere Teile der Welt. Für andere Männer geht die Transnationalisierung patriarchaler Macht mit *Verlusten von Sicherheiten und Privilegien* einher, indem Macht und Privilegien neu organisiert werden. Hearn's Ansatz, Transnationalisierung als Intersektionalität zu begreifen, besteht u.a. darin, den so weitreichenden wie unspezifischen Begriff der Transnationalisierung zu übersetzen in eine Reihe von Kategorien oder sozialen Verhältnissen, die maßgeblich in Transnationalisierung eingeschrieben sind, wie z.B. Migration, Lokalität, Staatsbürger*innenschaft und andere. Ich halte diesen Versuch auf der einen Seite für sinnvoll. Lebensrealitäten sowie Machtverhältnisse sind komplex und werden durch verschiedene Mechanismen determiniert. Der Begriff der „Transnationalisierung“ legt den Fokus – trotz allen Anspruchs der Überwindung – auf die Nation bzw. den Nationalstaat und mag somit nicht ideal sein, um die Nuancen und vielfältigen Mechanismen – wie z.B. Staatsbürger*innenschaft, Familiennetzwerke, Geschlechternomen, ökonomische Verhältnisse etc. – zu begreifen. Ob diesen Anspruch jedoch der Begriff der Intersektionalität besser erfüllen kann, halte ich für fraglich. Birgt nicht auch gerade dieser das Risiko analytische Trennschärfe einzubüßen, indem er möglichst alle sozialen Kategorien und Mechanismen auf einmal benennen will? Die Intention der Komplexität sozialer Phänomene

gerecht werden zu wollen, ist fraglos gut. Doch ob eine Analyse präziser wird, wenn möglichst viele Phänomene unter einem Begriff subsumiert werden, wage ich zu bezweifeln.

7.3 Meuser: Analyse einer Abwesenheit

Ich hätte mich an dieser Stelle dazu entscheiden können, auf dieses Kapitel zu verzichten. Meine Recherchen zu Meuser in Bezug auf Intersektionalität haben ergeben, dass er zu diesem Begriff, zumindest in expliziter Form, nichts publiziert hat. Auch postkoloniale Debatten und Autor*innen suchte ich bei Meuser vergeblich. Da ich dies jedoch für etwas zu einfach hielt, habe ich beschlossen mich für dieses Kapitel in aller Kürze zwei implizite Bezugnahmen Meusers in Bezug auf Intersektionalität zu beleuchten.

Meuser kritisiert, wie oben bereits ausgeführt, Patriarchatstheorien als deterministisch. Es sei in diesem Rahmen lediglich möglich Männer als privilegiert zu begreifen (vgl. Meuser 1998, 81f.). Ich habe oben bereits angemerkt, dass der unterstellte Strukturdeterminismus den von Meuser kritisierten Theorien nicht gerecht wird. Implizit verweist die Feststellung, Männer könnten somit nur privilegiert sein, auch auf die Abwesenheit eines Konzepts von Intersektionalität. Denn selbst wenn Männer qua ihrer Position in den Geschlechterverhältnissen lediglich als Täter oder Träger von Privilegien begriffen werden könnten, hieße dies noch lange nicht, jedes Individuum/Subjekt Mann sei privilegiert. Intersektional zu denken hieße die Lebenswelt von Männern als durch eine Vielzahl sozialer Distinktionsmerkmale und Strukturen determiniert zu begreifen, also den Einfluss von Rassismus, Heteronormativität, Homo- und Transfeindlichkeit, Klasse, Ableismus etc mitzudenken. Wäre dies der Fall, könnte selbst im Rahmen einer Theorie der Geschlechterverhältnisse, welche den von Meuser unterstellten Determinismus aufweist, ein Mann vielfach deprivilegiert sein.

In einem späteren Aufsatz setzt sich Meuser mit der theoretischen Herausforderung auseinander, „eine Antwort auf die Frage zu finden, wie die Einheit der Geschlechtslage dadurch aufgebrochen wird, daß in einer Situation verschiedene soziale Zugehörigkeiten handlungsrelevant sind und damit verschiedene Habitus zusammenwirken.“ (Meuser 2000, 63). Um diese Frage zu beantworten, schlägt Meuser vor, verschiedene sozialspezifische Habitus in ihrem Zusammenwirken als Konfigurationen zu begreifen. Dies illustriert er an einem Beispiel zur „Verschränkung von geschlechtlichem und ethnischen Habitus“ im Fall „junger in Deutschland lebender türkischer Männer“ (ebd.).

[D]ie alltägliche Konfrontation der von der Familie vermittelten türkischen Herkunftskultur mit der deutschen Majoritätskultur [trägt] das Potential einer habituellen Verunsicherung sowohl in der ethnischen als auch in der geschlechtlichen Dimension in sich [...] Am geringsten ist die Verunsicherung bei den jungen Männern, die vergleichsweise fest in der türkischen Kultur verankert sind. Diesen Männern ist die Wahrung der männlichen Ehre eine durch nichts zu erschütternde Selbstverständlichkeit. Die Ehre zu wahren verlangt von ihnen unter anderem, Kontrolle über ihre Frauen, ihre Freundinnen, auch über ihre Schwestern auszuüben, und das vor allem in Situationen, in denen die Frauen sich in der Öffentlichkeit bewegen. (ebd., 64)

Meuser erläutert weiter, dass es diesen Männern unverständlich sei, dass deutsche Männer zum Beispiel „ohne ihr Beisein mit Arbeitskollegen ein Restaurant“ aufsuchen ließen (ebd.).³⁹ *Doing gender* und *doing ethnicity* werden – so Meuser – von diesen Männer als wechselseitige Ressource verwendet; die Betonung der ‚eigenen Kultur‘ werde verwendet, um männliche Hegemonie zu markieren. Die ethnische Konnotation dieses Verhaltens führe jedoch zur Ausgrenzung seitens „deutsche[r] Männer“ (ebd., 65), welche ihre Männlichkeit durch Rekurs auf diese Form der untergeordneten Männlichkeit aufwerten.

Die Ausführungen Meusers sind problematisch: Das oppositionelle Nebeneinanderstellen einer deutschen und einer türkischen Kultur (von Männern, die in Deutschland leben!), welche nicht miteinander vereinbar sind und klare Grenzen aufweisen, weist Züge eines *kulturalistischen Rassismus* auf, „eines Rassismus, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung ist, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen“ (Balibar und Wallerstein 1990, 28). Zwar will Meuser mit dem Begriff der „Konfiguration“ ein additives Verständnis von Intersektionalität⁴⁰ vermeiden. Diese jedoch als Wechselwirkung klar differenzierbarer (z.B. kultureller) sozialer Kategorien zu begreifen, entpuppt sich als intersektionalem Denken entgegengesetzte Denkfigur. Für Patricia Hill Collins und Sirma Bilge – in ihrem Buch *Intersectionality* (2016, 25) – sind gerade die Erkenntnis, dass Rassismus und Sexismus (sowie andere Unterdrückungsverhältnisse) nicht in Reinform existieren und eine Kritik an binärem Denken grundlegende Wesenszüge intersektionalen Denkens. Meusers oppositionelles Gegenüberstellen einer türkischen und einer deutschen Kultur bricht nicht mit kategorialen Denken zugunsten einer Analyse der Verwobenheit, sondern stellt lediglich zwei Kategorien unkritisch nebeneinander.

³⁹ Dieses Beispiel zitiert Meuser nach Bohnsack, Loos, und Przyborski (2001 [1999])

⁴⁰ Meuser verwendet diesen Begriff nicht

7.4 Diskussion

Auch in Bezug auf Intersektionalität und transnationale Dynamiken lässt sich festhalten, dass Hearn und Connell sich in einigen Fragen ‚einig‘ sind, in anderen weniger. Beide Autor*innen wenden sich in ihren jüngeren Arbeiten Fragen der Transnationalisierung und intersektionalen Verschränkungen zu. Connell stellt fest, dass sich im Zuge imperialer Einhegungen und der europäischen Expansion auch eine globale Geschlechterordnung herausgebildet hat. Zentrale Pfeiler dieser Ordnung sind heute supra- und transnationale Staatenformationen, eine global vernetzte Medienlandschaft, die von den Metropolen aus dominiert wird und somit eine westozentrische Dominanz aufweist sowie transnational agierende Konzerne, die einen gewichten Beitrag zur (Re-)Konfigurierung globaler Arbeitsteilung leisten, durch welche finanzielle und andere Ressourcen entlang von Geschlechter-, Klassen und *race*-Linien (neu) verteilt werden. Ein Aspekt der Herausbildung der globalen Geschlechtsordnung ist für Connell die Konstruktion global wirksamer hegemonialer Männlichkeitskonfigurationen, die ihren Ausgangspunkt vor allem in den Metropolen des Westens nahmen. Dieser Analyse pflichtet Hearn zwar im Ansatz bei, kritisiert jedoch dessen eurozentrische Implikationen. Neben diesen zweifellos sehr wirksamen Männlichkeitskonfigurationen spielten und spielen auch *globalizing masculinities*, die nicht aus dem Westen kommen eine wichtige Rolle. Hearn betont hier insbesondere die Durchsetzung dominanter Geschlechterrollen in den post-sowjetischen Ländern:

[T]he Russian and Czarist empires; the conquest and settlement of Siberia; the development of the Soviet Union seen as an empire, including the Stalinist ‚ethnic cleansings‘ and mass political purges; other Communis empires; processes of Russification; the post-Soviet and post-socialist transitions [...] Sometimes these historical conditions have involved forms of violence, institutionally and interpersonally. These and many other conditions are highly relevant for understanding particular forms of men and masculinities. (Hearn 2015b, 68)

Hearn und Connell sind sich einig, dass es wichtig ist, die Ebene der Geopolitik und die Geschichte des Kolonialismus und Imperialismus in die Analyse der Geschlechterverhältnisse miteinzubeziehen. Doch wo äußern sich diese? Connell kritisiert zwar den ‚ethnologischen Blick‘, der in der feministischen und Gender-Forschung lange dominiert habe. Heißt das folglich dass das Lokale nicht in einem Zusammenhang steht mit dem Globalen und Transnationalen? Ich denke, dass diese Äußerung von Connell nicht so zu verstehen ist. Connell selbst stellt z.B. dar, wie regionale Geschlechterordnungen durch koloniale Geschlechterpolitiken nach dem Vorbild des Modells der heteronormativen Kernfamilien

transformiert wurden. Somit zeitigt das ‚Große‘ Auswirkungen auf das ‚Kleine‘ und das, was im Rahmen gewaltsamer kolonialer Transformationsprozesse auf ‚globaler Ebene‘ geschieht, hat lebensweltliche Auswirkungen auf lokale Arbeitsteilungen, Beziehungen und Familienkonstellationen – also jene Ebene, die typischerweise Gegenstand eines ‚ethnologischen Blicks‘ ist. Anstatt also eine Abkehr von der Analyse auf der „Mikroebene“ scheint es mir passender diese Ebene vor dem Hintergrund globaler Machtverhältnisse und historischer Konstellationen zu analysieren. Eine solche Perspektive schlägt auch Hearn vor: Der Zugang eines Individuums zum Globalen ist lokal. Jede Person ist in transnationalen Machtverhältnissen und Geschichten situiert und erfährt diese an spezifischen Orten, die von diesen auf eine spezifische Art und Weise geprägt wurden. Auch die Effekte transnationaler Dynamiken äußert sich lokal: Migrationsbewegungen, Konsummöglichkeiten, kulturelle Einflüsse, digitale Vernetzung, transkulturelle Begegnungen. Dennoch, es gibt sicher auch Untersuchungsgegenstände, die nicht ausschließlich an spezifischen Lokalisationen erfahrbar sind, wie z.B. globale ökonomische und politische Netzwerke, supranationale Institutionen, Globalgeschichte(n) – vermutlich geht es Connell um solche Aspekte, wenn sie den ‚ethnologischen Blick‘ kritisiert. Ein Verständnis lokaler Zugänge zu Ressourcen braucht ein Verständnis globaler politischer Ökonomie; eine Analyse lokaler Geschlechterarrangements wäre unvollständig, ohne sie vor dem Hintergrund transnational vernetzter und vernetzender Informationstechnologien und kultureller Einflüsse sowie der globalen Zirkulation von Geschlechternormen und –modellen zu reflektieren.

Transnationalität und Intersektionalität sind eng miteinander verwoben. Beide, Connell und Hearn, stellen fest, dass die Rekonfiguration von Geschlechterverhältnissen durch Transnationalisierungsprozesse nicht für alle Männer und Männlichkeiten mit Vorteilen einhergeht. Um zu verstehen, welche Männer hierbei privilegiert werden, welche deprivilegiert, ist es notwendig neben Geschlecht auch Klassen- und Nord-Süd-Verhältnisse (und auch damit ist die Analyse noch nicht vollständig) in Betracht zu ziehen. Um die – für Connell heute hegemoniale – *transnationale business masculinity* zu verkörpern, bedarf es dem Zugang zu ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, welches entlang vielfacher sozialer Differenzierungsmarker verteilt wird. Um in den ‚Genuss‘ eines hypermobilen, gut entlohnenden und angesehenen Lebens als Manager zu kommen, reicht es (tendenziell) nicht aus als Mann sozialisiert zu werden – viel wahrscheinlicher wird es für *weiße*, heterosexuelle Männer aus klassenprivilegierten Familien. Die Kehrseite der Moderne ist die Kolonialität, samt ihrer Arbeitsbedingungen und Deprivilegierungen. Connell folgend sind die Männer, die in den Manufakturen des Globalen Südens für einen Hungerlohn arbeiten, nicht qua ihres Geschlechts

Verlierer globaler Verhältnisse, sondern qua ihrer Position in der rassistischen globalen Arbeitsteilung. Folgt man Connell weiter, sind sie jedoch trotz dieser vielfachen Deprivilegierung noch relativ besser situiert, profitieren in relativem Ausmaß von der patriarchalen Dividende. Ähnliches stellt Hearn fest: Einige Männer werden durch Transpatriarchate privilegiert, andere – und der Anteil ist größer – verlieren Sicherheiten und Privilegien. Und auch wenn ihr Position in Relation zu Frauen*, Transpersonen, Interpersonen und *Queers* relativ von Vorteil ist, werden viele Männer in Relation zu ihren bisherigen Sicherheiten und Privilegien durch Dynamiken der Transnationalisierung benachteiligt.⁴¹ Somit sind die Geschlechterverhältnisse zwischen Männern und Männlichkeiten intersektional strukturiert. Die Verteilung von männlichen Privilegien lässt sich nur akkurat verstehen, wenn sie in Zusammenhang mit Rassismus, Nord-Süd-Verhältnissen, Klassenverhältnissen, Sexualität, Dis_ability, Alter etc. gesetzt werden.

⁴¹ So argumentiert auch Michael Kimmel in seinem Buch *Angry White Men* (2017). Er erklärt hier den Aufstieg rechter Parteien in den USA dadurch, dass v.a. *weiße* Männer, die bislang privilegierte Stellung im sozialen Gefüge gewohnt waren, im Rahmen neoliberaler Umstrukturierungen relativ dazu zunehmend deprivilegiert werden. Diese objektiv gegebene Prekarisierung wird ideologisch von rechten Parteien und Intellektuellen in einen rassistischen und antifeministischen Diskurs eingebettet, welcher die Ursache dieser Verunsicherung in Quotenregelungen, *affirmative action* und Migrant*innen verortet.

8 Welche Männer? (II) Ein heteronormativitätskritischer Blick auf die Theorien

Heteronormativität meint ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema. Dieses trägt als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität bei bzw. soll dazu beitragen [...] Heteronormativität als *Struktur* beschreibt den Sachverhalt der unsichtbar und selbstverständlich gewordenen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sowie ihre Bedeutung in und für gesellschaftliche(n) Institutionen. Dem liegen die Mechanismen der *Naturalisierung*, *Unbewusstheit* und *Institutionalisierung* zugrunde. *Naturalisierung* bedeutet, dass Soziales auf Natur zurückgeführt wird. Der Mechanismus der *Unbewusstheit* behauptet Heteronormativität als verinnerlichte Gesellschaft, die eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervorbringt, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden müssen: Aus einem raumgreifenden Schritt schließt das Alltagswissen auf Männer. Heteronormativität ist schließlich auch in Rechtsprechung, Sozialisation, Umgangsformen verankert, also *institutionalisiert*. Die *Funktionsbetrachtung* hebt auf die Effekte von Heteronormativität ab, nämlich vor allem auf die Schaffung eines berechenbaren Verhaltensterrains und damit auf Erwartungssicherheit: Männer machen Politik, Frauen nehmen am kulturellen Begleitprogramm teil [...] Gleichwohl fallen Heteronormativität und Heterosexualität nicht zusammen. Heterosexualität kann ebenso queer sein wie Homosexualität heteronormativ sein kann. [... entscheidend] ist die Gesamtheit sexueller Praxen, Rollen- und Machtverteilungen in der Gesellschaft und im Beziehungsalltag, sowie deren Inszenierung nach außen. (Degele 2007, 30f.)

Ich werde mich in diesem Kapitel der Frage widmen, inwiefern die Arbeiten der Autor*innen auf heteronormativen Grundannahmen basieren bzw. inwiefern sie die Kritik an Heteronormativität in ihren Werken einbeziehen. Die eingangs zitierte Stelle bei Nina Degele hebt folgende Aspekte von Heteronormativität hervor: Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit werden naturalisiert und als selbstverständlich verhandelt; dies wird durch Strukturen und in Institutionen festgeschrieben und so reproduziert; Heteronormativität rekurriert auf die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, von welcher Männer profitieren. Den Ausführungen von Degele sollte ein Aspekt der Heteronormativität hinzugefügt werden, den Judith Butler (1991) ausführt: Innerhalb der heteronormativen Matrix sind solche Geschlechtsidentitäten intelligibel, „die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten“ (38). Die Binarität von Geschlecht und das In-eins-setzen von anatomischem Geschlecht und Gender sind also innerhalb eines heteronormativen Repräsentationssystems intrinsisch verwoben mit einer Norm der

Heterosexualität. Aus einer heteronormativen Vorstellungswelt werden jene Identitäten ausgeschlossen, „in denen sich die Geschlechtsidentität (*gender*) nicht vom anatomischen Geschlecht (*sex*) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität „folgen““ (ebd., 39). Ein heteronormativitätskritischer Blick versteht somit die Binarität von Geschlecht und Begehren als sozial konstruiert, begreift das Wechselspiel zwischen Geschlechtsidentität und Begehrensweise als kontingent und vermag Brüche im Gewebe der hegemonialen Geschlechterordnung zu erkennen. Dies stellt mich vor eine Herausforderung: Der primäre Gegenstand der untersuchten Werke sind Männer bzw. Männlichkeiten im Geschlechterverhältnis, also ein Gegenstandsbereich, der nicht notwendigerweise über die heteronormative Matrix hinaus weist. Mein Anliegen in diesem Kapitel ist es jedoch, zu fragen, inwiefern mit den Denkwerkzeugen der Autor*innen ein Jenseits der Heteronormativität denkbar ist, inwiefern also die Konzepte der Autor*innen Geschlechtsidentitäten, Begehrensweisen und Lebensentwürfe sowohl denkbar machen, als auch explizit zum Thema machen, die jenseits patriarchaler Geschlechterideologien liegen.

8.1 Connell: Transsexualität und Kritiken an Queer Theory

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich aufgezeigt, dass Connell ein ausgeprägtes theoretisches Engagement gezeigt hat, um Geschlecht als soziale Kategorie zu theoretisieren und jeglichen Biologismen sowie unterkomplexen Geschlechtskonzeptionen den Kampf angesagt hat. Der theoretische Rahmen der multiplen Männlichkeiten nimmt Heterosexualität keineswegs als gegeben an, sondern begreift deren Konstruktion und die Unterordnung von Homosexualität als einen entscheidenden Aspekt der (Re-)Produktion hegemonialer Männlichkeit. Männlichkeiten und Weiblichkeiten bezeichnen hierbei nicht biologische Fakten, sondern Konfigurationen von Geschlechtspraxis, welche soziale Konstruktionen darstellen, die sich zwar auf vergeschlechtlichte Körper beziehen, jedoch nicht durch diese determiniert sind. „It is, thus, perfectly logical to talk about masculine women or masculinity in women’s lives, as well as masculinity in men’s lives.“ (Connell 2000, 29) Der konzeptuelle Rahmen der multiplen Männlichkeiten und Weiblichkeiten wurde aus einer queer-theoretischen Perspektive kritisiert (vgl. Degele 2007), da dieser letztlich auf ideologischen Alltagsbegrifflichkeiten basiere und geschlechtliche Klischees reproduziere. Connell geht zwar nicht direkt auf diese Kritik ein, setzt sich aber durchaus kritisch mit queer-theoretischen Ansätzen auseinander. Ich werde unten einige Aspekte dieser Auseinandersetzung darstellen und am Ende des Kapitels auf die Frage zurück kommen, inwiefern der Vorwurf, dass Connell Geschlechtsstereotype reproduziert, gerechtfertigt ist. Connell selbst schreibt aus einer

Perspektive gelebter Erfahrung als transsexuelle⁴² Frau und setzt sich mitunter kritisch mit queer-theoretischen Zugängen zum Thema der Transsexualität auseinander. Im folgenden werde ich daher auch einige Kritiken Connells an poststrukturalistisch inspirierten Perspektiven auf Transsexualität und Geschlecht darstellen.

8.1.1 Kritiken an *Queer Theory/Politics*

Im Zentrum von Queer Theory stehen für Connell poststrukturalistische Theorien, insbesondere von Judith Butler und Michel Foucault, Essenzialismuskritik, die Dekonstruktion von Identitäten im Bereich der Sprache und eine politische Bewegung, deren Anfänge sich u.a. im radikalen AIDS Aktivismus in den USA der 1980er Jahre verorten lassen. Die charakteristischen Foki der Forschung seien autobiographische Narrative, Film- und Fernsehkritik und literarische sowie philosophische Essays. Die zentralen Probleme sind Subjektivität, Diskurs, Kategorien und Repräsentation (vgl. Connell 2010, 864; Rasmussen, Gowlett, und Connell 2014, 340)

[B]y queer theory I understand an approach, originating from lesbian and gay intellectuals, that deconstructs the binaries within which ‚lesbian‘ and ‚gay‘ themselves were defined; that sees as gender as performatively produced, not the expression of a fixed reality or essence; that sees conventional gender as heteronormative, not just patriarchal; that understands consciousness and identity through analysis of subjectification within discourse. (Rasmussen, Gowlett, und Connell 2014, 340)

Connell hebt die Mobilisierungswirkung und Radikalität queerer Politiken/Aktivismen positiv hervor, deutet jedoch auch auf Widersprüchlichkeiten und Leerstellen hin (vgl. ebd., 339f.) Im folgenden werde ich einige von Connells Kritiken an Queer Theory und Aktivismus darstellen.

Einen Kernaspekt queerer Theoriebildung liegt – so Connell – in deren Kritik an Normativität, v.a. an Heteronormativität. Das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit könnte im Rahmen dieses Denkens als die Verkörperung (embodiment) von Heteronormativität im Leben von Männern verstanden werden, welches in vielen Gesellschaften eng verknüpft ist mit einer

⁴² In einem Artikel über transsexuelle Frauen definiert Connell „transsexuell“ folgendermaßen: „By ‚transsexual women‘ I mean women who have been through a process of transition between locations in the gender order, from earlier definition as a boy or man toward the embodiment and social position of a woman – whatever the path taken and whatever the outcome. [...] The key idea is transitionality, as Bence Solymár and Judit Takás (2007) observe. It is therefore helpful to regard „transsexual“ as an adjective, not a noun.

Connell verwendet diesen Terminus bewusst in Abgrenzung von „transgender“. Dieser entwickelte sich – wie Connell an anderer Stelle ausführt (Rasmussen, Gowlett, und Connell 2014, 342) – als Kritik an dem Konzept der Transsexualität, welchem vorgeworfen wurde Geschlecht als dichotomes Konzept zu reproduzieren. ‚Transgender‘ hingegen betont die Fluidität von Geschlecht und steht im Kontext einer Politik der Subversion von geschlechtlicher Binartität. Connells Kritik an queer politics und theory wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels dargestellt.

Abwertung nicht-heteronormativer Lebensentwürfe. Die kritische Anschlussfrage an diese Feststellung ist nun für Connell die nach den Alternativen – und hier setzt eine Kritik an: gilt es eine alternative, gerechtere Hegemonie zu erkämpfen, also eine neue hegemoniale Männlichkeit – und somit eine neue Norm; oder gilt es, jeglicher Norm den Kampf anzusagen, da diese notwendigerweise neue Ausschlüsse produziert? Die zweite Form der Fundamentalkritik an jeglicher Normativität ist – für Connell – ein zu kritisierender Aspekt queerer Perspektiven, denn politische Kämpfe bedürfen normativer Grundannahmen: „Equality is a norm! Social justice is inherently a normative concept.“ (ebd., 341).⁴³

Queere Politiken – so Connell – betonen stark die Fluidität und Komplexität von (Geschlechts-)Identitäten. Dies manifestiert sich in politischen Strategien, welche die (individuelle) Subversion von Geschlecht als einen zentralen Kampfplatz betonen, um so alte Stereotype und binäre Muster zu zerschlagen. Das Resultat ist ein „cultural space, and even sometimes a social space [...], which had a norm of non-normativity, and identity of being opposed to identity.“ (ebd., 342) Eine Folge dieser politischen Kultur war das Erschaffen einer Vielzahl „non-normativer Identitäten“⁴⁴. Connell äußert sich kritisch gegenüber dem Konzept der Fluidität von Geschlecht. Zwar sei es richtig, dass die Vielfalt von Geschlechtsidentitäten deren sprachliche Repräsentation übersteigt und somit nicht klassifiziert werden könne. Das individuelle Erleben der eigenen Geschlechtlichkeit sei jedoch erstaunlich stabil, auch im Falle von transsexuellen Personen, die in queeren Perspektiven häufig als Beleg für Fluidität herangezogen werden (Connell 2013, 155)

Connell kritisiert queer-theoretische Perspektiven zudem für deren eingeschränkten Blick auf Geschlechterverhältnisse, welcher durch den Fokus auf Diskurse und Subjektivierung wichtige Arenen der Geschlechterverhältnisse ausblendet: „A fairly recent textbook on gender theory that highlights post-structuralist thought does not have a single index entry for ‚state‘, ‚education‘, ‚economy‘ or ‚children‘“ (Connell 2010, 607)⁴⁵ Der entscheidende Moment der gesellschaftlichen Herstellung von Geschlecht sei für queeres Denken Performativität, welche als Handlung von Individuen verstanden wird. Widerstand gegen die Regulierung von

⁴³ Die Frage, inwiefern Queer Theory grosso modo unterstellt werden kann, jegliche Form der Normativität zu kritisieren, wäre spannend zu stellen; dies würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen. In einem Interview mit Connell kritisiert die Interviewerin, dass ihr Verständnis von queer dem Connells nicht entspreche, da Machtverhältnisse und Strukturen ein zentrales Moment dieser seien. Darauf reagiert Connell: „Well, it may mean that I haven’t been reading the right stuff! That’s perfectly possibly.“ (Rasmussen, Gowlett, und Connell 2014, 343) Ohne beurteilen zu wollen, wessen Perspektive auf Queer Theory akkurater ist, halte ich es für zielführend Connells Kritik an dieser darzustellen, um mich der Perspektive der Autorin *ex negativo* anzunähern.

⁴⁴ Connell zitiert zur Illustration aus Pratt (1995, 21): „drag queens and kings, transsexuals, cross-dressers, de-shes and she-males, intersexed people, transgenderists, and people of ambiguous, androgynous, or contradictory sex and gender.“

⁴⁵ Connell bezieht sich hier auf Alsop, Fitzsimons, und Lennon (2002)

Geschlecht bedarf folglich mutiger Individuen, welche mit der Heteronormativität brechen. Auch die Normen schwuler und lesbischer Communities wurden (in Nordamerika) aus einer queeren Perspektive kritisiert. Connell begrüßt die radikale Inklusivität und Toleranz, die durch diese Interventionen eingefordert wurden.

But with such a conception of power and of radical action, it is difficult to generate the idea of a policy process that involves collective action and institution-building. Indeed that seems inherently normalising, and hence subject to the persistent critique of normativity – even if it is a new norm that is being introduced. (Connell 2010, 607)

Diese Kritiken Connells lassen sich gewissermaßen als Kritiken einer Sozialontologie verstehen, welche neben einer symbolisch-diskursiven Ebene und Subjektivierungsprozesse wenig Raum lässt, um über Realitäten nachzudenken, die für die ein Verständnis von Geschlecht von zentraler Bedeutung sind – Staat, physische Gewalt, medizinische Eingriffe, Ökonomie, Arbeitsteilung usw. Ähnlich argumentiert Connell auch in Bezug auf primär poststrukturalistisch fundierte Auseinandersetzungen mit Transsexualität bzw. Transidentität. Auf diese Kritiken werde ich im nächsten Abschnitt eingehen.

8.1.2 Transsexualität/Transgender im Diskurs der Queer Studies

Das Schreiben von und über Transgender Personen spielt in queeren Diskursen eine wichtige Rolle. Connell begrüßt diese Sichtbarkeit, hebt jedoch hervor, dass der Fokus auf kulturelle Interventionen und Kritik, der mit der Dominanz dekonstruktivistischer Perspektiven einhergeht, auf Kosten transsexueller Frauen ginge. Zwei Aspekte hebt die Autorin hierbei hervor: Erstens werden entscheidende Erfahrungen transsexueller Frauen nur schlecht von „Identitätsdiskursen“ repräsentiert: „These issues include the nature of transition, the laboring transsexual body, workplace relations, poverty, and the functioning of state organizations including police, health policy, family services, education, and child care.” (Connell 2012, 864). Zweitens kritisiert Connell die Tendenz in queerer Literatur, die Gruppen und Subjekte, über die geschrieben wird, zu ent-gendern – durch Betonung der Fluidität und Plastizität von Geschlecht oder durch schlichtes Ignorieren.

A great deal of recent gender research and writing, while acknowledging diversity at an individual level, lumps women and men into a common “transgender” story [...] It is difficult to find any of this intransigence of gender actually experienced in transsexual women’s lives. (ebd., 864f.)

In Übereinstimmung mit ihren konzeptuellen Ausführungen zu Geschlecht, wie ich sie in Kapitel 5 dargestellt habe, plädiert Connell auch in Bezug auf Transsexualität, die

Multidimensionalität von Geschlecht, nicht aus den Augen zu verlieren – also neben Symbolismus auch Machtbeziehungen/Autorität, ökonomische Verhältnisse und emotionale Bindungen zu berücksichtigen. Die (vergeschlechtlichten) Praktiken transsexueller Frauen sind mehr als Identitätsprojekte; sie werden strukturiert durch soziale Institutionen wie den patriarchalen Staat, die Ökonomie, die medizinischen Berufe und die Familie (vgl. ebd., 865). Connell argumentiert gegen die Gegenüberstellung von fluiden queeren Identitäten auf der einen und stabilen heteronormativen Identitäten auf der anderen Seite. Hegemoniale Formen von Geschlecht sind selbst brüchig und widersprüchlich⁴⁶ und bedürfen konstanter Reproduktion, um ihren hegemonialen Status – gegenüber unterdrückten Geschlechterprojekten – aufrecht zu erhalten. (vgl. ebd., 865f.)

Während in queeren Theorien Körper vor allem als symbolisch und diskursiv repräsentierte in den Blick genommen werden, betont Connell, dass es wichtig sei, die Erfahrungen transsexueller Frauen als verkörperte zu begreifen – also den Körper als Agens zu begreifen und nicht lediglich als geformtes. Die Verkörperung von Geschlecht sei für fast jede Person widersprüchlich, für transsexuelle Personen sind diese Widersprüche jedoch auf ein Höchstmaß zugespitzt. Dies – so Connell – hat zwei theoretische Konsequenzen. Zum einen lässt sich diese Widersprüchlichkeit nur begreifen, wenn der Körper als widerständig gegenüber sozialer Verkörperung verstanden wird. Zum anderen zeigt Connell auf, dass die Erfahrungen transsexueller Personen in vielen Fällen nur verstanden werden können, indem die soziale Wirkmächtigkeit von Männlichkeiten und Weiblichkeiten benannt werden: die Widersprüchlichkeit in den Erfahrungen transsexueller Frauen speise sich aus der häufig jahrelang andauernden Gleichzeitigkeit maskuliner und femininer Verkörperung, welche oft versucht wurden metaphorisch zu beschreiben als „having an man’s body and a woman’s body at the same time, or one body emerging from another, or (most traditionally) being trapped in the wrong body.“ (ebd., 867). Ein Verständnis von sozialer Verkörperung (social embodiment) kann erreicht werden, wenn dessen „Ko-Konstruktion“ durch körperliche Agency auf der einen und sozialen Praktiken und kulturellen Bedeutungen auf der anderen Seite, in den Blick genommen wird (vgl. ebd.) Die unterstellte Fluidität transsexueller Geschlechtsidentitäten auf der Ebene individuellen Erlebens sei demnach nicht passend. Das „Geschlechtsprojekt“ transsexueller Personen sei häufig sehr konsistent, die Widersprüchlichkeit speist sich aus der Reibung dieses Projekts mit dem gesellschaftlichen Geschlechtsregime, welches hierfür häufig keinen Platz einräumt.

⁴⁶ Connell verweist hierbei auf Nancy Chodorow (2014), die auf die emotionalen Spannungen konventioneller Heterosexualität hinweist.

Transsexualität könne somit verstanden werden als „a bundle of life trajectories that arise from contradictions in social embodiment. The contradictions may not have a common origin, but they all arrive somehow at the moment of knowing that one is a woman despite having a male body.“ (ebd., 867f.) Es gibt also im Leben transsexueller Personen einen prägenden Moment oder Prozess der Erkenntnis über sich selbst: nicht dem bislang verkörperten Geschlecht zu entsprechen. In einer Gesellschaft, in der Geschlecht weithin als unwandelbar gilt, kann dieser Widerspruch unlösbar wirken. Connell beschreibt diesen Moment der Verunsicherung und des Nicht-weiter-wissens als Erfahrung, die fast alle transsexuellen Personen teilen. Manche schaffen es sich eine transsexuelle Praxis anzueignen, die Schritt für Schritt einen Ausweg aus diesem prekären Moment ermöglicht. Andere tun dies nicht, verstecken den Widerspruch; manche haben die Kapazitäten so weiter zu leben, häufig (falls das finanziellen Mittel es zulassen) mit Hilfe von Psychotherapie; nicht wenige schaffen dies nicht und begehen Suizid (ebd., 868). Den Prozess der Transition bezeichnet Connell als einen komplexen und multidimensionalen Abreitsprozess:

Getting funds, getting personal support, arranging postoperative care, obtaining legal documentation, finding housing, dealing with relationship crisis, dealing with a workplace or finding work, dealing with bodily changes, gaining social recognition, and dealing with hostility [...] (ebd., 870)

Dieser Arbeitsprozess impliziert weit mehr als Fragen von Sexualität und Identität. Die patriarchale Struktur der Geschlechterverhältnisse wirkt sich auch auf Transpersonen aus. Connell zitiert eine Studie⁴⁷, die aufzeigt dass sich eine Transition für transsexuelle Männer und Frauen zunächst ökonomisch nachteilig auswirkt, jedoch Männer langfristig nach der Transition besser bezahlt werden und Frauen schlechter. Connell bringt dies in Zusammenhang mit der patriarchalen Dividende, welche transsexuelle Männer gegenüber transsexuellen Frauen bevorteilt.

Eine veränderte Position in Geschlechterverhältnissen bedarf neuer Praktiken, das alltägliche Über-/Leben muss auf eine neue Basis gestellt werden. Transsexuelle Frauen sind dabei stark auf die Reaktionen anderer Personen angewiesen, z.B. im Rahmen von Lohnarbeit, bei der Suche nach einer Wohnung, in der Familie etc. Auch wenn Connell die strukturierende Macht von Männlichkeiten und Weiblichkeiten betont, räumt sie ein, dass die Anerkennung von anderen Personen nicht notwendigerweise *passing* voraussetzt, sondern dass die angenommene Identität im persönlichen Umfeld von transsexuellen Frauen häufig nicht einem zweigeschlechtlichen Schema zugeordnet wird (vgl. ebd., 870f.)

⁴⁷ Schilt und Wiswall (2008)

Connell argumentiert, dass queere Theorien und Politiken in vielen Punkten von Errungenschaften feministischer Theorien und politischer Agenden verabschiedet hätten. Transsexuelle Identitäten würden hierbei häufig als per se subversiv begriffen; dem setzt Connell entgegen: „Transsexual women as such are neither enemies of change nor heralds of a new world. But they can act in either direction, and which direction they take is a question of political alliances and strategies.” (ebd., 872). Viele der feministischen politischen Kämpfe seien auch im Sinne von transsexuellen Frauen, so z.B. Bildungsgerechtigkeit, gute Kinderversorgung, gleiche Chancen auf Berufsausübung, Gewaltprävention, Antisexismus etc. (ebd.).

Ich möchte nun auf die Frage zurückkommen, ob Connells konzeptueller Rahmen der multiplen Männlichkeiten und Weiblichkeiten ein alltagssprachliches oder ideologisches Verständnis von Geschlecht reproduzieren. Diese Frage verweist m.E. auf eine theoretische Grundsatzfrage, die vielleicht als Dekonstruktion vs. (kritischer) Realismus verstanden werden kann. Connells Bezug auf Männlichkeiten und Weiblichkeiten basiert nicht auf der Annahme, dass diese in irgend einer Form universale oder überhistorische menschliche Konstanten seien, sondern aus einer Perspektive, die der Wirkmächtigkeit dieser Geschlechtskonfigurationen im Rahmen gegebener Geschlechterregime Rechnung tragen will. Connells Kritik an queeren Perspektiven speist sich zum einen aus dem Verweis auf die Multidimensionalität von Geschlecht. Das hegemoniale Geschlechterregime prägt auch die Biographien von Personen, die sich nicht in der heteronormativen Matrix verordnen. Gerade die Intensität der Widersprüche im Leben transsexueller oder transgender Personen lässt sich so verstehen als Widerspruch zwischen körperlicher Agency und den gesellschaftlichen Bedingungen, welche ein lebenswertes Leben jenseits hegemonialer Männlichkeiten und Weiblichkeiten massiv erschweren. Aus einer dekonstruktivistischen Perspektive ist es zentral auf die Brüche dieser Ordnung hinzuweisen, auf die Identitäten, die sich dieser widersetzen. Connell begreift Subjekte keineswegs als nur unterworfen, insistiert jedoch darauf die gesellschaftlich dominanten Modi der Vergeschlechtlichung in ihrer Vielfalt zu benennen.

Auch bei diesem Thema, schlägt Jeff Hearn etwas andere Wege ein, von denen eine kritische Diskussion der Perspektive Connells einen Ausgangspunkt nehmen kann. Diesem werde ich mich nun zuwenden.

8.2 Jeff Hearn: Die Dekonstruktion des Zentrums

Ich habe oben nachgezeichnet, wie Connell die Dekonstruktion von Geschlecht als politische Strategie als unrealistisch kritisiert und statt dessen den Kampf um eine neue, emanzipative Hegemonie bevorzugt. Es ist interessant vor diesem Hintergrund die Perspektive von Jeff Hearn zu betrachten, für den Dekonstruktion von ‚Männern‘ – nicht lediglich als intellektuelles Vorhaben, sondern als sozio-politische Transformation – ein grundlegender Aspekt des Kampfes gegen transpatriarchale Macht darstellt.

Die soziale Kategorie ‚Mann‘ bzw. ‚Männer‘ ist – so Hearn – ähnlich wie *Whiteness* oder *Able-bodiedness*, *unmarkiert*. Es sei daher wichtig diese Kategorie zu dekonstruieren, „just as postcolonial theory deconstructs the white subject, or queer theory deconstructs the sexual subject.” (Hearn 2012a, 596). Um die Kategorie ‚Männer‘ zu dekonstruieren, muss sie als solche benannt werden.

“I should make it clear that when I write of men [...], I am using ‘men’ as a social, non-essential category, including those categorized, called, *or identifying* as ‘men’. I name the binary to interrogate and deconstruct it. To talk of men is to face material social realities, not to essentialize. Rather it is a strategic, and in some ways paradoxical, decision: to name men in order to deconstruct men, a necessary form of ‘strategic essentialism’” (Hearn 2015a, 4)

Hearn wählt hier einen dekonstruktivistischen Zugang bezüglich heteronormativer Grundannahmen: Das heißt er greift als ‚Männer‘ nicht lediglich diejenigen, die ihm Rahmen der heteronormativen Matrix als solche intelligibel sind, sondern umfasst im Rahmen dieser Kategorie alle Personen, die sich als Männer identifizieren – und somit auch Trans-Männer⁴⁸. An anderer Stelle schreibt er „I do not assume a cisgender construction of men. This means looking beyond the simple categories of sex and gender“ (ebd.). Binarität wird folglich nicht als natürlich verstanden, sondern wird zum Objekt der Dekonstruktion.

Hearn stellt fest, dass dekonstruktive Zugänge häufig Othering-Prozesse marginalisierter sozialer Gruppen und Kategorien fokussieren, um sowohl deren konstitutive Rolle in Bezug auf eine Ordnung aufzuzeigen, als auch um diese zu sicht- und hörbar zu machen. „These would include women, black women and men, women and men of colour, minority ethnic women and men, lesbians, gays, bisexuals, and those who identify as queer – those who are made ‘other’, are denigrated and excluded.” (ebd., 69). Die Folgen dieser Othering-Prozesse implizieren potenziell Gewalt und Tod, wie Hearn am Beispiel der Shoa verdeutlicht. Während er dieses

⁴⁸ Dies impliziert jedoch nicht, dass Hearn jede Person, die sich als Mann identifiziert in gleicher Form als Agent männlicher Herrschaft begreift. Vgl. dazu Kapitel 5.

theoretische Unterfangen als sehr wichtig affirmiert, legt er seinen Fokus etwas anders: Hearn geht es nicht um das Sichtbarmachen der Ausgegrenzten, sondern um den Blick auf “those who *do the ignoring and the exclusion*” (ebd., 70).

“Whilst the Other has been used as a frame of reference to interrogate subordinated groups, categories, and classes, the possibility of making the dominant, the One, into the Other has hardly begun.” (ebd.)

Das heißt für Hearn primär den Fokus auf Männer zu legen, jedoch in einer intersektionalen Konzeption und informiert durch (post-)strukturalistische, psychoanalytische, queere, postkoloniale und posthumanistische Ansätze. Vor diesem Hintergrund stellt er die Frage: Doch wo/wer ist dieses Zentrum? Kann so etwas wie ein Zentrum männlicher Macht angenommen werden? Gibt es die Männer, die nicht durchzogen von Widersprüchen sind und die Macht von WHAMs (white, heterosexual, able-bodied men) verkörpern? Dies verneint Hearn. Wie auch schon andere Zentren, die lange als stabile Einheiten fungierten – wie z.B. die Nation oder das Subjekt – von ihren Thronen gestoßen wurden, muss auch die Einheit und Stabilität der Kategorie ‚Mann in Frage gestellt werden.

„In general it would be a mistake to see these centres as solid or unproblematic edifices; while dominance persists, this is often not from any solid centre. Rather, dominant centres are typically multi-faceted: diffuse, dispersed, composite, shifting, even self-motivated and self-moving. Male dominated centres, whether individual, organizational, or societal, involve *contradictoriness* [...] Male psychic centres, that are directed towards power and control, may be both rigidly hypermasculine and surprisingly fragile [...], even empty. Just as the male psyche has been deconstructed as a site of contradictory, multiple subjectivities, so too male-dominated centres of organizations and societies can be deconstructed as contradictory and multiple, even empty centres, as in autochthonous belonging.” (ebd., 71)

Der Begriff *autochthonous belonging* verweist auf einen Aufsatz von Nira Yuval-Davis (2013), in welchem sie auf die Brüchigkeit des Konzepts der Autochthonie hinweist, welches in neuen rechten Bewegungen verwendet wird, um den Anspruch einer Gruppe auf Dominanz in einem Gebiet bzw. Staat zu rechtfertigen. Autochthonie ist jedoch eine „leere“ Kategorie, „[i]t states no more than „I was here before you“ and, as such, can be applied in any situation and constantly redefined and applied to different groupings.“ (63). Hearn bezieht dies auf die Zentren männlicher Macht –ein Begriff, den er sowohl auf die Psyche, Organisationen und Institutionen – anwendet. In dieser Perspektive ist sowohl männliche Identität, als auch gesellschaftliche Macht von Männern brüchig und wandelbar. Während Yuval-Davis v.a. undokumentierte Migrant_innen und Refugees als permanente ‚Bedrohung‘ der sozialen Kategorie der Staatsbürger_innenschaft begreift, lässt Hearn jedoch an dieser Stelle offen,

worin er die Bedrohung der Kategorie Mann sieht. An einer anderen Stelle jedoch skizziert er, was unter der Dekonstruktion von ‚Männern‘ verstanden werden kann.

Diese Ausführungen Hearn stehen in einer gewissen Spannung mit seinem Begriff von Männern als Geschlechtsklasse (vgl. Kapitel 7.2). Die Begriffe der Geschlechtsklasse sowie der *Hegemony of Men* betonen die Wichtigkeit Männer als kollektive Profiteure patriarchaler Verhältnisse zu begreifen. Gleichzeitig jedoch – und das macht die Spannung aus – begreift Hearn Männer gerade nicht als monolithischen Block, als geeinte Gruppe, geeint unter dem Differenzmarker „Mann“, sondern als *gleichzeitig* im Geschlechterverhältnis verbunden *und* differenziert. Denn zum einen sind patriarchale Verhältnisse auch durch eine Hierarchisierung von Männern und Männlichkeiten geprägt, zum anderen ist das kollektive Subjekt der Männer vielfach gespalten und differenziert durch diverse soziale Strukturen, wie Klasse, *race*, Sexualität, Dis_ability, Alter etc. (vgl. auch Kapitel 8.2.2). Diese Spannung scheint Hearn jedoch bewusst nicht auflösen zu wollen. Die Ausführungen in Hearn (2004) legen nahe, dass ein Grund dafür die *politische* Notwendigkeit ist, nicht das einigende und damit das konstitutive für männliche Macht und Privilegien aus den Augen zu verlieren – um folglich nicht zu riskieren die Kategorie ‚Mann‘ zu reifizieren und die damit verbundene Macht unsichtbar zu machen. Dies zu verstehen scheint mir wichtig, um einordnen zu können, warum Hearn – anders als z.B. Connell – neben den Differenzen und Hierarchisierungen zwischen *weißen*, heterosexuellen Männern/Männlichkeiten und deren Ausgrenzungen (homosexuelle, *queere*, rassistische Männlichkeiten) deren Gemeinsames im Rahmen der Kategorie ‚Männer‘ benennt. Wenn Macht, wie Hearn annimmt, diffus ist und kein Zentrum hat, lässt sich auch nicht ohne Unsicherheiten ein Kollektivsubjekt benennen, welches ohne jeden Zweifel ausschließlich privilegiert ist. Weder *weiße* Personen, noch in bürgerlichen Familien aufgewachsene, noch eben Männer sind immer privilegiert. Statt jedoch einem methodologischen Individualismus zu verfallen, der blind ist für soziale Strukturen, wählt Hearn die Option, das Dominante zu markieren, mit der Absicht es zu dekonstruieren. Die soziale Gruppe der Männer als privilegiert und mit Macht ausgestattet zu begreifen, heißt nicht davon auszugehen, dass jeder einzelne Mann ausschließlich privilegiert ist, sondern eine beharrliche Tendenz im sozialen Gefüge zu benennen. Vor diesem Hintergrund erschließt sich auch Hearn's politisches Projekt: *the abolition of men*.

8.2.1 *The practice of deconstruction: towards the abolition of men*

Im Gegensatz zu Connell zielt Hearn's theoretisches Schaffen nicht auf den Kampf um eine neue, emanzipative hegemoniale Männlichkeit ab, sondern auf die Abschaffung (abolition) von

Männern, d.h. „the abolition of the gender category of men as a social category of power“ (Hearn 2015b, 199)) Dabei geht es nicht um einen Kampf gegen verkörperte männliche Subjekte, sondern um die langfristig angelegte Subversion von Männern als soziale Kategorie. „This might usher in a coming together of radical and materialist feminism, with queer and transgender theory which argues for assertion of *difference* rather than reassertion of gender stereotypes.“ (ebd., 200). Dafür argumentiert Hearn aus verschiedenen Perspektiven. (1) Die Kategorie ‘Mann’ ist viel zu reduktionistisch, um die Vielzahl an Körpern, Identitäten, Subjektivitäten zu greifen – von Föten bis zu lange verstorbenen. (2) Die in dem Konzept implizite Äquivalenz von Sex und Gender sowie die strenge Dichotomie zwischen ‚Mann‘ und ‚Frau‘ widerspricht der weltweit vorfindbaren Vielzahl von Genderregimen und der Veränderbarkeit von Geschlechtlichkeit im Laufe eines Lebens. Hearn verwendet daher den schon oben erwähnten Begriff *gex*, um auf diese Nicht-Äquivalenz hinzuweisen und die kontingente Beziehung zwischen „male, men, masculinities and masculine“ (ebd., 200) hinzuweisen. (3) Verschiedene Strategien, die als *queering* masculinity zusammengefasst werden könnten, haben neue nicht-hegemoniale, nicht-konforme Geschlechtsidentitäten und –projekte geschaffen: „agender, bigender, pangender, third sex/gender, various transgenders, MTFTM, FTMTF, ‚bois‘, ‚tomboys‘, ‚cissies‘, ‚pansies‘, ‚pretty boys‘, feminine men, midlings, androgenous persons, masculine women, masculine-off-centre- (Hill and Mays, 2011), female masculinities, possibly queer heterosexualities.“ (ebd., 200) (4) Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sind langfristig historischen Veränderungen unterworfen. Die Entwicklung neuer Technologien, z.B. in Biotechnologien oder Informationstechnologien, mag starke Implikationen für Geschlecht als soziale Kategorie haben. Der Begriff der ‚Abolition‘ bezeichnet für Hearn folgendes:

Our vision of liberation assumes not equality between genders, sexualities, and races, but the abolition of these identity categories as structural relations that organize human activity and social life. We believe that these identities are the names of real material processes of capitalism – not of something essential of salvageable within us. (Palace, zit. nach (Hearn 2015a, 201)

Hearn fokussiert in seinen Texten auf die strukturelle Herrschaft von Männern als Kollektiv in transpatriarchalen Gesellschaften. Er analysiert zentrale Institutionen, Strukturen und Diskurse, die zu deren Reproduktion beitragen. Dass das Augenmerk dabei selten explizit Lebensentwürfen jenseits der heteronormativen Matrix gilt, ist vor dem Hintergrund dieses Fokus naheliegend. So begründet Hearn auch seinen theoretischen Fokus auf Heterosexualität; diese begreift er als einen zentralen Modus patriarchaler Vergesellschaftung, den es zu

benennen und zu verstehen gilt, um ihn letztlich dekonstruieren zu können. Trotz diesem expliziten Fokus auf Heterosexualität und die sozialen Kategorien ‚Männer‘ und ‚Frauen‘, wird m.E. deutlich, dass Hearn kontinuierlich Interventionen seitens Queer Studies, Trans Studies, posthumanistischen Perspektiven etc. ernst nimmt und in sein Denken inkorporiert.

8.3 Meuser: Die Essenz des *weißen* Mannes

Michael Meusers Untersuchungsgegenstand sind – wie bei Jeff Hearn – Männer, genauer gesagt verschiedene Gruppen von Männern, die er im Rahmen von Gruppendiskussionen untersucht. Während Jeff Hearn sich explizit bezüglich seiner Konzeption von Männern – als nicht ausschließlich Cis-Männer umfassend – äußert, muss die Frage, ob und inwiefern Meuser sein Konzept von ‚Männern‘ auf heteronormativen Grundannahmen basiert anhand impliziter Setzungen untersucht werden.

In den theoretischen Ausführungen seines Hauptwerks *Geschlecht und Männlichkeit* (1998) stellt Meuser die These auf, dass es pro Geschlecht – das heißt Mann und Frau – nur einen Geschlechtshabitus gibt, welcher das „generierende Prinzip“ verschiedener Ausdrucksformen von Geschlecht darstellt (vgl. ebd., 115). Die Frage, inwiefern diese These haltbar ist, überprüft Meuser anhand ausführlicher empirischer Arbeit in Form von Gruppendiskussionen mit verschiedenen Gruppen von Männern und Diskursanalysen verschiedener Strömungen der sog. Männerverständigungsliteratur⁴⁹.

Der Männerverständigungsliteratur nähert sich Meuser mit einem wissenssoziologischen Zugang an. Dieser Zugang sieht eine „Evaluation“ der konkurrierenden Deutungsmuster“ (ebd., 167) von Männlichkeit nicht vor, sondern möchte eine „angemessene Beschreibung der aktuellen Geschlechterwirklichkeit“ liefern (ebd.). Dennoch weist Meuser bei seiner Analyse der Diskurse auf Leerstellen hin und expliziert in soziologischem Jargon die den Texten zugrunde liegenden Annahmen über Geschlecht. Es ist hier nicht mein Anliegen, diese durchaus interessanten Analysen nachzuzeichnen; ich möchte jedoch auf einige bemerkenswerte Leerstellen in den Ausführungen Meusers hinweisen, die zur Beantwortung meiner Ausgangsfrage dienlich sein werden.

⁴⁹ Als Männerverständigungsliteratur bezeichnet Meuser ein Genre, das sich seit den 1980er Jahren auf dem Buchmarkt etabliert hat. „Der Terminus ‚Verständigungsliteratur‘ meint Texte, in denen Männer über sich und für sich sprechen, als Betroffene zu Betroffenen. In Verständigungstexten schreibt potentiell ‚jedermann‘, wenngleich auch hier Experten den Markt dominieren. In jüngster Zeit werden allgegenwärtigen Psycho-Experten von Experten für Mythos und Spirituelles abgelöst. Einige Beispiele besonders auflagenstarker Bücher: „Männer lassen lieben“ von Wielfried Wieck (1990), „Mann, bist Du gut!“ von Joachim Bürger (1990), „Feuer im Bauch“ von Sam Keen (1992) und „Eisenhans“ von Robert Bly (1991)“ (Meuser 1998, 129f).

In einem Kapitel zu einem Genre der Männerverständigungsliteratur, welches Meuser als Defizitdiskurs über Männer kategorisiert, setzt er sich mit einem Buch namens *Männer lassen lieben* auseinander (Wieck 1988). Ein Thema dieses Buches ist die ausgeprägte „Frauensucht“, welcher die „‘Gattung‘ Mann“ (Meuser 1998, 138) zu ihrem Leidwesen ausgeliefert sei. Meuser kritisiert diesen Diskurs als apolitisch und psychologisierend. Auffallend ist jedoch Meusers Schweigen zu der diesen Ausführungen impliziten Annahme, alle Männer seien heterosexuell. An einer anderen Stelle setzt sich Meuser mit Werken der sogenannten mythopeotischen Männerbewegung auseinander, welche eine vermeintlich in der Moderne verloren gegangene ‚männliche Energie‘ durch einen eklektischen und dekontextualisierten Bezug auf allerlei Mythen und Sagen ‚wiederentdecken‘ wollen. An einer Stelle zitiert Meuser einen Autor, der als eine Quelle einer solchen Energie den Hoden darstellt, welcher in diesem Diskurs einen Differenzmarker zu Frauen darstellt und die Exklusivität der ‚männlichen Energie‘ anhand körperlicher Merkmale erklären will. Auch hier fällt auf, was Meuser nicht schreibt: Dass die Äquivalenzsetzung von Männlichkeit und Hoden die körperlichen Erfahrungen von transsexuellen, transgender und intersexuellen Personen entnennt (vgl. ebd., 164).

Bei den Ausführungen zum methodischen Vorgehen in den Gruppendiskussionen mit verschiedenen Gruppen von Männern, legt Meuser Wert darauf, ein möglichst heterogenes Sample zu wählen. Dies soll gewährleistet werden durch die Selektionskriterien ‚Alter‘ und ‚soziales Milieu‘: „Die Altersspanne reicht von Anfang 20 bis Anfang 60 [...] Die sozialen Milieus, in denen die Gruppen zu Hause sind, reichen vom proletarischen des Facharbeiters bis zum bürgerlichen des Freiberuflers und Managers.“ (ebd., 178). Wiederum fallen Leerstellen auf: Sexuelle Orientierung und ‚Ethnizität‘ werden nicht als relevante Merkmale zur Herstellung von Heterogenität verstanden. Hierbei wird so etwas wie ein *heteronormativer Bias* deutlich, der sich auch durch die Darstellung der Ergebnisse hindurch bestätigt. So geht es in einem Unterkapitel zu „Ehe und Partnerschaft“ ausschließlich um Männer, die in Beziehungen mit Frauen stehen (vgl. ebd., 277ff.). Homosoziale Räume werden als wichtige Räume der männlichen Exklusivität dargestellt und antithetisch Ehe und Partnerschaft gegenübergestellt.

Dieser Bias macht sich auch in Meusers theoretischen Ausführungen bemerkbar. Der geschlechtliche Habitus wird dort folgendermaßen beschrieben: „Der Körper ‚weiß‘, wie man sich darstellen muß, um als Frau bzw. Mann anerkannt zu werden; im Körper ist Geschlechtlichkeit habitualisiert. [...] In den dominanten kulturellen Deutungsmustern über Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechterverhältnisse sind Kultur und Natur zu einer unauflösbaren Einheit verbunden.“ (ebd., 113) Meuser bestimmt dies hiermit zwar als Aspekt dominanter Diskurse, doch zieht sich die implizite Gleichsetzung von Kultur und Natur in Form

der Gleichsetzung von Körper und Geschlecht auch durch seine Ausführungen hindurch. Würde er diese als weniger selbstverständlich betrachten, gälte es die Auswahl seiner Gruppen – allem Anschein nach heterosexuelle Cis-Männer – zu begründen und nicht als selbsterklärend anzunehmen. Die Darstellung des Körpers als Objekt der Geschlechterordnung – so würde ich jedenfalls die Aussage, der Körper wisse, wie Geschlecht zu performen sei, kombiniert mit der Annahme es gäbe lediglich zwei Geschlechtshabitus, verstehen – steht in einem Gegensatz zu Connells oben ausgeführter Konzeption des Körpers als dem Geschlechterregime in gewissem Maße nicht unterwerfbar. Connell bestimmt den Körper als widerständig, da Geschlecht nie widerspruchsfrei verkörpert werden könne; ein Widerspruch, den sie am stärksten zugespitzt in der Erfahrung von transsexuellen Personen ausmacht. Mit Meusers Körperkonzeption lässt sich hingegen nicht verstehen, wie es dazu kommen kann, dass Subjekte das Bedürfnis verspüren im Laufe ihres Lebens ein anderes Geschlecht verkörpern zu wollen, als das ihnen gesellschaftlich zugeteilt. Meuser greift den Prozess der geschlechtlichen Transition zwar als körperliche Arbeit auf, „in dem Transsexuelle die erlernten körperlichen Mittel der Geschlechtsdarstellung (Gesten, Tonlage beim Sprechen, Positionierung im Raum usw.) als erlernte vergessen, d.h. habitualisieren“. Er kann jedoch nicht erklären, wie es dazu kommt. Ein Begriffsapparat, der den Körper lediglich als die Ordnung reproduzierend begreift, vermag nicht zu theoretisieren ‚woher‘ der Impuls diese nicht zu verkörpern, kommen mag.

8.4 Diskussion

Die Ausführungen haben gezeigt, dass es durchaus möglich ist sich dem Gegenstandsbereich männlicher Herrschaft, Männlichkeiten und Männern als soziale Kategorie anzunähern, ohne dabei eine heteronormative Konzeption des Gegenstandes vorauszusetzen. Michael Meuser konzipiert Geschlecht zwar als soziale Kategorie und kritisiert biologistische Perspektiven, das Konzept des Habitus hat jedoch einen Hang in einer binären Bestimmung von Geschlecht verhaftet zu bleiben. Auch die einseitige Determination des Körpers durch das dominant heteronormativ und patriarchal strukturierte Soziale vermag kaum die Existenz und Genese von anderen Identitäten, Lebensentwürfen oder Körpern zu greifen, als die von heterosexuellen Cis-Frauen und –Männern. Dies äußert sich auch in der Auswahl des Materials für Meusers empirische Untersuchungen, wo der Gegenstand Männlichkeit in homosozialen Gruppen heterosexueller Männer untersucht; so werden queere Begehrensweisen und Geschlechtsidentitäten implizit als Abjekte reproduziert. Jeff Hearn und Raewyn Connell hingegen gelingt es Männer bzw. Männlichkeit als soziale Kategorien zu greifen, die in ihrer

dominanten Form immer in einer Beziehung zu ihrem Anderen stehen – zu Homosexualität und anderen nicht-heterosexuellen Begehrensformen sowie zu Transidentitäten und anderen nicht-heteronormativen Identitäten und Körpern.

Uneinig sind sich die beiden Autor*innen jedoch darin, ob theoretische und politische Praxis in Richtung einer anderen, emanzipativen Hegemonie bzw. hegemonialen Männlichkeit (Connell) ausgereichtet sein sollte oder ob die soziale Kategorie ‚Männer‘ als solche abgeschafft/dekonstruiert werden müsse. Auf den ersten Blick wirken beide Positionen schwerlich miteinander vereinbar. Ich denke jedoch, dass sich dieser Widerspruch entkräftet, wenn berücksichtigt wird, mit welchen theoretischen Zugängen die Autor_innen sich ihrem Gegenstand nähern. Connells multiple Männlichkeiten erfassen Konfigurationen von Praxis – und zwar solche, die patriarchale Herrschaft reproduzieren und legitimieren und gleichzeitig solche, die von dieser ausgegrenzt und abgewertet werden – konzipiert als ‚marginalisierte‘ und ‚unterdrückte‘ Männlichkeiten. Hearn fokussiert verstärkt auf Strukturen, in denen die Praxis von Männern eingebettet ist und abstrahiert dabei stärker von individuellen Praxen. Dass jedoch auch für Hearn nicht jeder Mann individuell zur Reproduktion patriarchaler Herrschaft beiträgt, wird dort deutlich, wo Hearn die Kategorie Mann als ‚leere Kategorie‘ und als fragil bezeichnet. Sein Konzept von Intersektionalität verweist zudem darauf, dass die Position von Subjekten sich nicht ausschließlich durch Verweis auf eine soziale Kategorie begreifen lässt. Hearn's Konzeption von patriarchaler Macht abstrahiert dermaßen von Individuen, dass er an einer Stelle von der Möglichkeit einer „‘transgenderized‘, perhaps paradoxically queer, patriarchal power or patriarchal relations separated from the bodies of men and women, as in some virtual futures“ spricht (Hearn 2015a, 94). Ich verstehe diese Aussage im Kontext der in den Kapiteln 5 und 6 dargestellten Theoretisierung patriarchaler Macht als herrschaftsförmiger gesellschaftlicher Zugriff auf Körper, denen anhand ihrer reproduktiven Arbeitskraft verschiedene gesellschaftliche Positionen zugeschrieben werden – eingebettet in spezifische Formen der institutionalisierten Arbeitsteilung und Autorität. So lässt sich auch Hearn's ‚Abolition of Men‘ begreifen: Patriarchale Verhältnisse zu überwinden heißt die hierarchisierende Vergesellschaftung von Körpern aufgrund verschiedener reproduktiver Kapazitäten zu beenden. Dieser Zugriff auf die Körper lässt sich auch jenseits der Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ organisieren – entscheidend ist der Rekurs auf reproduktive Arbeitskraft. Ich denke, dass es hilfreich ist bei Hearn von zwei Ebenen der Betrachtung auszugehen: eine strukturell-kollektive Ebene, die zwar auf Praxis basiert, aber nicht von Individuen verändert werden kann – das impliziert auch, dass männliche Privilegien nicht einfach abgelegt werden können; die zweite Ebene ist die Ebene der Subjekte, die zwar in diesen Strukturen geformt

werden, aber nicht durch diese determiniert – sonst könnte Hearn nicht von Identitäten und Begehrensweisen jenseits dieser dominanten Strukturen sprechen.

Hier – denke ich – nähern sich Hearn und Connell einander an: Hearn zielt auf die Abschaffung von ‚Männern‘ – gedacht als die Überwindung der strukturellen Dominanz von Männern – ab; Connell hat ähnliches im Sinn, wenn sie schreibt:

Pursuing social justice in the gender division of labour means ending the patriarchal dividend in the money economy, sharing the burden of domestic work and equalizing access to education and training (still massively unequal on a world scale). Pursuing social justice in the structure of cathexis means ending the stigma of sexual difference and the imposition of compulsory heterosexuality, and reconstructing heterosexuality on the basis of reciprocity not hierarchy. (Connell 2005, 29)

Bei allen Ähnlichkeiten bleibt ein konzeptueller Unterschied bestehen: Connell hält eine geschlechterdemokratische Gesellschaft auf der Basis transformierter Konfigurationen von Männlichkeiten und Weiblichkeiten für möglich; für Hearn hingegen ist sind ‚Männer‘ nicht trennbar von patriarchaler Herrschaft zu begreifen, weshalb erst die Abschaffung von ‚Männern‘ ein solche Gesellschaft ermögliche. Entscheidend ist m.E. nach, dass beide Autor_innen einen umfassenden Blick auf Geschlechterverhältnisse werfen, der u.a. Arbeitsteilung im Bereich der Ökonomie und Reproduktion, emotionale Beziehungen und Sexualität, den Staat und diverse Institutionen berücksichtigt.

9 Resümee

Es ist mir nicht möglich an dieser Stelle in aller Kürze die gesamte Argumentation der vorliegenden Arbeit zusammenzufassen. Die einzelnen Kapitel stellen selbst bereits Versuche dar umfassende theoretische Zugänge komprimiert darzustellen. Diese an dieser Stelle nochmals zu komprimieren ist mir nicht möglich. Statt dessen werden ich versuchen kurz die von mir als relevant befundenen Erkenntnisse der einzelnen Kapitel Revue passieren zu lassen.

Im Kapitel über das Verhältnis von Körper und Gesellschaft habe ich gezeigt, dass die Zugänge von Connell und Hearn sich in vielen Aspekten überschneiden. Beide begreifen Geschlecht als komplex überdeterminiert durch biologische, physiologische, ideologische, politische, ökonomische und weitere Faktoren. Sie argumentieren überzeugend, dass diese Komplexität nur dann begriffen werden kann, wenn körperliche Aspekte wie der Geschlechtsdimorphismus bezüglich biologischer Reproduktion, aber auch die weithin erkennbare körperliche Ähnlichkeit von „Männern“ und „Frauen“ in den Blick genommen werden. Sie beziehen sich somit auf nicht-reduktionistische Art und Weise auf biologische Gegebenheiten und benennen diese als Co-Determinante der Geschlechterverhältnisse, welche jedoch maßgeblich durch soziale Einflüsse überformt werden. Ich habe, diese Argumentation aufnehmend, den Begriff der Emergenz vorgeschlagen, um das Biologische als Basis von Vergesellschaftungsprozessen zu begreifen.

Im Kapitel über Geschlechterverhältnisse habe ich entgegen Meusers Ablehnung des von ihm als deterministisch begriffenen Begriffs des Patriarchats und damit in Übereinstimmung mit Connell und Hearn argumentiert, dass ein Begriff der strukturellen Dominanz von Männern bzw. Männlichkeiten ein sinnvolles theoretisches Instrument darstellt, um diejenigen Mechanismen vergeschlechtlichter Vergesellschaftung zu theoretisieren, die sich jenseits interpersoneller Interaktion (re-)produzieren. Die Rolle des Staates als materielle Verdichtung patriarchaler Geschlechterverhältnisse oder von vergeschlechtlichten Formen der Arbeitsteilung ist nur schwer zu greifen mit dem von Meuser vorgeschlagenen interaktionistischen Zugang. Entgegen Meusers Vorwurf des Determinismus an den Patriarchatsbegriff habe ich vorgeschlagen den Begriff der Struktur nicht in einem positivistischen Verständnis zu konzeptualisieren, welches die These patriarchaler Geschlechterverhältnisse dann als falsifiziert betrachtet, wenn einzelne Männer sich nicht dominant verhalten, sondern über Strukturen als beharrliche Tendenzen nachzudenken, welche tief in das Gewebe von Gesellschaften eingelassen sind, jedoch in einer komplexen

Wechselwirkung mit anderen Strukturen stehen und somit nicht monokausal determinierend wirken.

Im Kapitel über Männlichkeiten bzw. Männer habe ich argumentiert, dass jedes der von den Autor*innen vorgeschlagenen Konzepte spezifische Vorzüge mit sich bringt. Connells „multiple Männlichkeiten“ legt den Fokus auf Binnendifferenzierungen und die Geschlechterverhältnisse zwischen verschiedenen Männlichkeiten. Connell betont somit den umkämpften Charakter von Männlichkeiten und ermöglicht einen differenzierten Blick auf verschiedene Formen von Ausschlüssen und Abwertungen, die der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit implizit sind. Jeff Hearn kritisiert dies zurecht dafür, dass der Fokus auf interne Relationen die Gefahr birgt den Fakt der gesellschaftlichen Machtposition von Männern als Kollektiv zu dethematisieren und so patriarchale Verhältnisse zu reifizieren. Hearn insistiert demgegenüber auf die Notwendigkeit neben Differenzen zwischen Männern und Männlichkeiten auch das zu benennen, was Männer als soziale Gruppe eint. Ich habe argumentiert, dass die beiden Alternativen nicht notwendigerweise Gegensätze darstellen. Es bedarf der Theoretisierung interner und externer Machtverhältnisse und Dynamiken, um dem Gegenstand gerecht zu werden. Michael Meusers Konzept des männlichen Habitus verweist zudem darauf, dass Männlichkeit habitualisiert wird, sich also jenseits kognitiver oder psychodynamischer Aspekte in Körper einschreibt und so die alltägliche Praxis von Männern strukturiert. Eine Schwäche des Konzepts ist jedoch die ihm implizite Tendenz Männlichkeit zu essenzialisieren.

Des weiteren habe ich dargestellt, wie sich die Autor*innen zu Fragen der Intersektionalität und zu Transnationalisierungsprozessen äußern. Michael Meuser hat insgesamt kaum zu diesen Fragen publiziert. Ich habe einige Abschnitte, in denen er sich ansatzweise äußert für deren latent rassistischen Unterton kritisiert. Connell und Hearn haben sich beide ausführlich mit Aspekten der Transnationalisierung auseinandergesetzt. Connell stellt mit dem Konzept der „globalizing masculinities“ solche Männlichkeitskonfigurationen dar, die sich vor allem im Zuge imperialer Expansionsbewegungen von Europa aus verbreitet haben und heute auf Basis enger transnationaler Verflechtungen und westlicher Dominanz hegemonialen Status haben. Jeff Hearn argumentiert ähnlich, kritisiert jedoch Connells Zugang als eurozentristisch. Er argumentiert, dass nicht nur von der „westlichen Welt“ ausgehend Geschlechtermodelle verbreitet wurden und zeigt als Gegenbeispiel hegemoniale Formen der Männlichkeit, die sich von der Sowjetunion ausgehend in Osteuropa etablierten.

Im letzten Kapitel habe ich einige Aspekte der Theorien hinsichtlich der Frage, ob sie implizit von heteronormativen Annahmen geprägt sind, gelesen. Dabei habe ich einige Kritiken von Connell in einer bestimmten Lesart von *Queer Theory* dargestellt. Die Autorin kritisiert diese für eine verkürzte Perspektive auf Geschlecht und Transsexualität/-gender, welche ihren Fokus zu stark auf Subjektivierungsprozesse und Fragen der Identität legt und dabei zentrale Aspekte der Vergeschlechtlichung – wie Ökonomie, Staat, Institutionen, Gewalt – außer acht lässt. Jeff Hearn formuliert unter Rückbezug auf queere Theoretiker*innen das politische und epistemische Projekt der „Abolition of Men“. Es sei – so seine Argumentation – wichtig vermeintlich stabile Zentren der Macht im Sinne eines „strategischen Essenzialismus“ (Spivak) zu benennen, um sie so zu dekonstruieren. Beide Autor*innen machen explizit, dass Männlichkeit nicht eine Folge von biologischen Geschlechtsmerkmalen ist, sondern spezifische Praxisformen und soziale Situierungen bezeichnet. Mit Michael Meuser habe ich mich in diesem Kapitel lediglich *ex negativo* beschäftigen können. Dabei habe ich aufgezeigt, dass Meuser implizit von (weißer) Cis-Männlichkeit ausgeht, ohne diese als soziale Konstruktion zu begreifen.

10 Literatur

- Alsop, Rachel, Annette Fitzsimons, und Kathleen Lennon. 2002. *Theorizing gender*. Malden, MA: Blackwell.
- Altman, Dennis. 1996. „Rupture or continuity? The internationalization of gay identities“. *Social text* (48): 77–94.
- Balibar, Etienne, und Immanuel Wallerstein. 1990. *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg; Berlin: Argument-Verlag.
- Becker-Schmidt, Regina, und Gudrun-Axeli Knapp. 1989. *Geschlechtertrennung - Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens*. 2. Aufl. Bonn: Dietz.
- Beer, Ursula. 1990. *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bhaskar, Roy. 2015. *The possibility of naturalism: a philosophical critique of the contemporary human sciences*. Fourth edition. London ; New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Bohnsack, Ralf, Peter Loos, und Aglaja Przyborski. 2001. „Male honor“. *Towards an understanding of the construction of gender relations among youths of Turkish origin*. In: *Kotthoff/Baron (Eds.): 175–207*.
- Borchorst, Annette, und Birte Siim. 1987. *Women and the Advanced Welfare State-A New Kind of Patriarchal Power?* London.
- Bourdieu, Pierre. 2005. *Die männliche Herrschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Brod, Harry, hrsg. 1987. *The Making of masculinities: the new men's studies*. Boston: Allen & Unwin.
- Brown, Carol. 1981. „Mothers, fathers and children: From private to public patriarchy“. *Women and revolution*: 239–67.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Deutsche Erstausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Cahill, Spencer E. 1983. „Reexamining the acquisition of sex roles: A social interactionist approach“. *Sex roles* 9(1): 1–15.
- . 1987. „Directions for an Interactionist Study of Gender Development“. In *Women and Symbolic Interaction*, hrsg. Mary Deegan und Michael Hill. Boston, 81–98.
- . 1989. „Fashioning males and females: Appearance management and the social reproduction of gender“. *Symbolic interaction* 12(2): 281–98.
- Carrigan, Tim, Bob Connell, und John Lee. 1985. „Toward a new sociology of masculinity“. *Theory and society* 14(5): 551–604.

- Chant, Sylvia, und Matthew C. Gutmann. 2002. „Men-streaming‘ gender? Questions for gender and development policy in the twenty-first century“. *Progress in Development Studies* 2(4): 269–82.
- Chodorow, Nancy J. 1994. *Femininities, masculinities, sexualities: Freud and beyond*. University Press of Kentucky.
- Cleaver, Frances, hrsg. 2002. *Masculinities matter!: men, gender, and development*. London ; New York: Zed Books.
- Cockburn, Cynthia. 1991. *In the way of women: men’s resistance to sex equality in organizations*. Ithaca, N.Y: ILR Press.
- Collier, Andrew. 1994. *Critical realism: an introduction to Roy Bhaskar’s philosophy*. London; New York: Verso.
- Collinson, David, und Jeff Hearn. 1994. „Naming men as men: Implications for work, organization and management“. *Gender, Work & Organization* 1(1): 2–22.
- Collins, Patricia Hill, und Sirma Bilge. 2016. *Intersectionality*. First published. Cambridge, UK Malden, MA: Polity Press.
- Connell, Raewyn. 1977. *Ruling class, ruling culture: studies of conflict, power, and hegemony in Australian life*. Cambridge [Eng.] ; New York: Cambridge University Press.
- . hrsg. 1982. *Making the difference: schools, families, and social division*. Sydney ; Boston: Allen & Unwin.
- . 1985. *Teachers’ Work*. Sydney: George Allen & Unwin.
<http://catalog.hathitrust.org/api/volumes/oclc/29006544.html> (7. Juli 2017).
- . 1987. *Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics*. Nachdr. Cambridge: Polity Press [u.a.].
- . 2000. *The Men and the Boys*. Cambridge: Polity.
- . 2005. *Masculinities*. 2. ed. Berkeley, Calif.: Univ. of California Press.
- . 2007. *Southern theory*. Allen & Unwin Crows Nest, NSW.
- . 2010. „Kartini’s Children: On the Need for Thinking Gender and Education Together on a World Scale“. *Gender and Education* 22(6): 603–15.
- . 2012. „Transsexual Women and Feminist Thought: Toward New Understanding and New Politics“. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 37(4): 857–81.
- . 2013. *Gender*. hrsg. Ilse Lenz und Michael Meuser. Wiesbaden: Springer VS.
- . 2014. „Margin Becoming Centre: For a World-Centred Rethinking of Masculinities“. *NORMA* 9(4): 217–31.
- . 2015. *Der gemachte Mann*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
<http://link.springer.com/10.1007/978-3-531-19973-3> (5. Januar 2017).

- . 2016. „Masculinities in Global Perspective: Hegemony, Contestation, and Changing Structures of Power“. *Theory and Society* 45(4): 303–18.
- . „Class | Raewyn Connell“. <http://www.raewynconnell.net/p/class.html> (7. Juli 2017).
- Connell, Raewyn, Fran Collyer, João Maia, und Robert Morrell. 2017. „Toward a global sociology of knowledge: Post-colonial realities and intellectual practices“. *International Sociology* 32(1): 21–37.
- Connell, Raewyn, Jeff Hearn, und Michael S. Kimmel. 2005. „Introduction“. In *Handbook of Studies on Men & Masculinities*, hrsg. Michael S. Kimmel, Jeff Hearn, und Raewyn Connell. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publ, 1–12.
- Connell, Raewyn, und T. H. Irving. 1980. *Class structure in Australian history: documents, narrative, and argument*. Melbourne: Longman Cheshire.
- Connell, Raewyn, und James W. Messerschmidt. 2005. „Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept“. *Gender & Society* 19(6): 829–59.
- Cornwall, Andrea, Jerker Edström, und Alan Greig. 2011a. „Introduction“. In *Men and Development: Politicizing Masculinities*, hrsg. Andrea Cornwall, Jerker Edström, und Alan Greig. London: Zed, 1–18.
- , hrsg. 2011b. *Men and Development: Politicizing Masculinities*. London: Zed.
- Degele, Nina. 2005. „Heteronormativität entselbstverständlichen - Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies“. In *Queering gender - queering society*, hrsg. Nina Degele und Ruth Brand. Freiburg i.Br: Fritz, 15–40.
- . 2007. „Männlichkeit queeren“. In *Unbeschreiblich männlich: heteronormativitätskritische Perspektiven*, hrsg. Robin Bauer, Josch Hoenes, und Volker Woltersdorff. Hamburg: MännerschwarmSkript-Verl, 29–42.
- Demetriou, Demetrakis Z. 2001. „Connell’s concept of hegemonic masculinity: A critique“. *Theory and society* 30(3): 337–61.
- Dworkin, Andrea. 1983. *Right-wing women: The politics of domesticated females*. The Women’s Press.
- Eisenstein, Zillah R. 1981. „The radical future of liberal feminism“. <https://philpapers.org/rec/EISTRF> (5. Juni 2017).
- Erhart, Walter. 2016. „Deutschsprachige Männlichkeitsforschung“. In *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*, hrsg. Stefan Horlacher, Bettina Jansen, und Wieland Schwanebeck. Stuttgart: J.B. Metzler, 11–25. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-476-05196-7> (21. April 2017).
- Ferguson, Ann. 1981. „Patriarchy, sexual identity, and the sexual revolution“. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 7(1): 158–72.
- Flood, Michael. 2016. „The Men’s Bibliography“. <http://xyonline.net/bibliography> (3. Juli 2017).

- Gerhard, Uta. 1993. „Differenz und Vielfalt - Die Diskurse der Frauenforschung“. *Zeitschrift für Frauenforschung* 11(1+2): 10–21.
- Goffman, Erving. 1981. *Geschlecht und Werbung*. Berlin: Suhrkamp.
- . 1994. „Das Arrangement der Geschlechter“. *ders.(Hg.): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M./New York: Campus*: 105–58.
- Grosfoguel, Ramón. 2011. „Decolonizing Post-Colonial Studies and Paradigms of Political Economy: Transmodernity, Decolonial Thinking, and Global Coloniality“. *Transmodernity* 1(1): 1–36.
- Grulich, Julia, und Birgit Riegraf, hrsg. 2014. *Geschlecht und transnationale Räume: feministische Perspektiven auf neue Ein- und Ausschlüsse*. 1. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Guha, Ranajit. 1997. *Dominance without hegemony: History and power in colonial India*. Harvard University Press.
- Guillaumin, C. 1980. „The practice and power of belief in nature, Part I: the appropriation of women“. *Feminist Issues* 1(2): 3–28.
- Gunnarsson, Lena. 2014. *The contradictions of love: towards a feminist-realist ontology of sociosexuality*. London ; New York: Routledge.
- Haraway, Donna. 1988. „Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“. *Feminist Studies* 14(3): 575.
- Hearn, Jeff. 1987. *The Gender of Oppression: Men, Masculinity, and the Critique of Marxism*. Brighton: Wheatsheaf Books.
- . 1989. „The critique of men: current lessons for the theory and practice of men“. In *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongress der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie.*, hrsg. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny u. a. Zürich: Seismo-Verl.
- . 1992. *Men in the Public Eye*. New York: Routledge.
- . 1998. *The Violences of Men: How Men Talk about and How Agencies Respond to Men's Violence to Women*. London: SAGE.
- . 2004. „From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men“. *Feminist Theory* 5(1): 49–72.
- . 2012a. „A Multi-Faceted Power Analysis of Men's Violence to Known Women: From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men“. *The Sociological Review* 60(4): 589–610.
- . 2012b. „Male Bodies, Masculine Bodies, Men's Bodies. The Need Für a Concept of Gex“. In *Routledge Handbook of Body Studies*, Routledge international handbooks, hrsg. Bryan S. Turner. London: Routledge, 307–20.

- . 2014. „Men, masculinities and the material (-) discursive“. *NORMA: International Journal for Masculinity Studies* 9(1): 5–17.
- . 2015a. *Men of the World: Genders, Globalizations, Transnational Times*. Los Angeles: Sage.
- . 2015b. *Men of the World: Genders, Globalizations, Transnational Times*. Los Angeles: Sage.
- . „Jeff Hearn - School of Humanities, Education and Social Sciences - Örebro University“. https://www.oru.se/english/employee/jeff_hearn (10. Juli 2017).
- Hearn, Jeff, und Wendy Parkin. 1995. „Sex“ at „Work“: *The Power and Paradox of Organisation Sexuality*. Rev. and updated ed. London: Prentice Hall/Harvester Wheatsheaf.
- Hearn, Jeff, und Keith Pringle. 2006. *European perspectives on men and masculinities: national and transnational approaches*. Basingstoke [England]; New York: Palgrave Macmillan.
- Hernes, Helga M. 1984. „Women and the welfare state: the transition from private to public dependence“. *Patriarchy in a welfare society*: 26–45.
- . 1987. „Welfare State and Women Power“. *Essays in State Feminism*. Oslo.
- . 1988a. „Scandinavian citizenship“. *Acta Sociologica* 31(3): 199–215.
- . 1988b. „The welfare state citizenship of Scandinavian women“. *The Political Interests of Gender, Developing Theory and Research with a Feminist Face*, Sage Publications, London: 187–213.
- Hill Collins, Patricia. 2000. *Black feminist thought: knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*. Rev. 10th anniversary ed. New York: Routledge.
- Holter, Harriet. 1984. *Patriarchy in a welfare society*. Oxford University Press, USA.
- Holter, Øystein Gullvåg. 2005. „Social Theories for Researching Men and Masculinities“. In *Handbook of Studies on Men & Masculinities*, hrsg. Michael S. Kimmel, Jeff Hearn, und Robert William Connell. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publ, 15–34.
- hooks, bell. 2000. *Feminism Is for Everybody: Passionate Politics*. London: Pluto Press.
- Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno. 2016. *Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente*. 22. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verl.
- Horlacher, Stefan, Bettina Jansen, und Wieland Schwanebeck, hrsg. 2016. *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-476-05196-7> (21. April 2017).
- Janshen, Doris, hrsg. 2000. *Blickwechsel: der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. Frankfurt am Main ; New York: Campus.

- Kapoor, Ilan. 2004. „Hyper-self-reflexive Development? Spivak on Representing the Third World ‘Other’“. *Third World Quarterly* 25(4): 627–47.
- Keller, Reiner, und Michael Meuser. 2011. „Wissen des Körpers - Wissen vom Körper. Körper- und wissensoziologische Erkundungen“. In *Körperwissen, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft*, hrsg. Reiner Keller und Michael Meuser. Wiesbaden: VS Verlag, 9–30.
- Kimmel, Michael S. 1987. *Changing men: New directions in research on men and masculinity*. Thousand Oaks, Calif: Sage Publications, Inc. <http://psycnet.apa.org/psycinfo/1987-98860-000> (3. Juli 2017).
- Kimmel, Michael S. 2017. *Angry White Men: American Masculinity at the End of an Era*.
- Kimmel, Michael S., Jeff Hearn, und Raewyn Connell, hrsg. 2005. *Handbook of Studies on Men & Masculinities*. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publ.
- Laurin-Frenette, Nicole. 1982. „The women’s movement, anarchism and the state“. *Our Generation* 15(2): 27–39.
- Lengersdorf, Diana, und Michael Meuser. 2014. „Die Selbstverständlichkeiten des alltäglichen Denkens hinterfragen. Ein Gespräch mit Michael Meuser“. In *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*, hrsg. Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf, und Sylka Scholz. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 19–32. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-531-19654-1> (8. Juli 2017).
- Ludwig, Gundula, Birgit Sauer, und Stefanie Wöhl. 2009. „Staat und Geschlecht“. *Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*. Baden-Baden.
- MacKinnon, Catharine A. 1983. „Feminism, Marxism, method, and the state: Toward feminist jurisprudence“. *Signs: Journal of women in culture and society* 8(4): 635–58.
- Mama, Amina A. 1997. „Sheroes and villains: Conceptualizing colonial and contemporary violence against women in Africa“. In *Feminist genealogies, colonial legacies, democratic futures*, hrsg. M. Jacqui Alexander und Chandra Talpade Mohanty. New York: Routledge, 46–62.
- Marx, Karl, und Friedrich Engels. 2005. *Werke. Bd. 23: [Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie ; Bd. 1, Buch 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals]*. 21. Aufl., unveränd. Nachdr. der 1. Aufl. 1962. Berlin: Dietz.
- Mayring, Philipp. 2010. „Qualitative Inhaltsanalyse“. In *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*, hrsg. Günter Mey und Katja Mruck. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 601–13.
- McClintock, Anne. 2013. *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Meuser, Michael. 1998. *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske und Budrich.
- . 2000. „Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit“. In *Blickwechsel: der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung ; [Jahrestagung 1998 im Essener*

- Kolleg für Geschlechterforschung der Universität Gesamthochschule Essen], hrsg. Doris Janshen. Frankfurt/Main: Campus-Verl, 47–80.
- . 2010. „Geschlecht, Macht, Männlichkeit - Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit“. *Erwägen, Wissen, Ethik* (Heft 3): 325–36.
- Meuser, Michael, und Ulrike Nagel. 2002. „ExpertInneninterviews — vielfach erprobt, wenig bedacht“. In *Das Experteninterview*, hrsg. Alexander Bogner, Beate Littig, und Wolfgang Menz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 71–93. http://link.springer.com/10.1007/978-3-322-93270-9_3 (8. Juli 2017).
- Mies, Maria. 1986. *Patriarchy & accumulation on a world scale*. London: Zed Books.
- . 1988. *Patriarchat und Kapital: Frauen in der internationalen Arbeitsteilung*. Zürich: Rotpunktverlag.
- Mohanty, Chandra Talpade. 1988. „Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses“. *Feminist Review* (30): 61.
- New, Caroline. 2005. „Sex and gender: a critical realist approach“. *New Formations* 56: 54.
- O’Brien, Mary. 1981. „The politics of reproduction.“ <http://www.popline.org/node/386510> (10. Mai 2017).
- Ouzgane, Lahoucine, und Daniel Coleman. 1998. „Postcolonial Masculinities: Introduction“. *Jouvert* 1(2). <https://english.chass.ncsu.edu/jouvert/v2i1/INT21.HTM> (28. März 2017).
- Pfeffer, Clemens, und Christine M. Klappeer. 2012. „Besser Entwickeln, anderes entwickeln oder gar nicht entwickeln?“ In *Die Zukunft der österreichischen Entwicklungspolitik*, Österreichische Entwicklungspolitik. Analysen, Berichte, Informationen, hrsg. Österreichische Forschungsförderung für Internationale Entwicklung. Wien: Südwind Verlag, 53–58.
- Porpora, Douglas V. 1998. „Four Concepts of Social Structure“. In *Critical Realism: Essential Readings*, Critical realism: interventions, hrsg. Margaret Scotford Archer u. a. London: Routledge, 339–55.
- Poulantzas, Nicos. 2002. *Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus*. Hamburg: VSA.
- Pratt, Minnie Bruce. 1995. *S/he*. Firebrand Books.
- Pries, Ludger. 2010. *Transnationalisierung: Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- quix Kollektiv für kritische Bildungsarbeit. 2016. *Willst du mit mir gehen? Gender_Sexualitäten_Begleiten in der machtkritischen und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit*. Wien.
- Rasmussen, Mary Lou, Christina Gowlett, und Raewyn Connell. 2014. „Interview with Raewyn Connell: The Cultural Politics of Queer Theory in Education Research“. *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education* 35(3): 335–46.

- Rich, Adrienne. 1980. „Compulsory heterosexuality and lesbian existence“. *Signs: Journal of women in culture and society* 5(4): 631–60.
- Ruspini, Elisabetta, Jeff Hearn, Bob Pease, und Keith Pringle, hrsg. 2011. *Men and masculinities around the world: transforming men's practices*. New York, NY: Palgrave Macmillan.
- Sayer, Andrew. 1992. *Method in social science. A realist approach*. 2. Aufl. London; New York: Routledge.
- . 2011. *Why Things Matter to People: Social Science, Values and Ethical Life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schilt, Kristen, und Matthew Wiswall. 2008. „Before and after: Gender transitions, human capital, and workplace experiences“. *The BE Journal of Economic Analysis & Policy* 8(1): 1935–1682.
- Schölper, Dag. 2008. „Männer-und Männlichkeitsforschung—ein Überblick“. *Internet: http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/dag_schoelper/dag_schoelper.pdf* (10.01. 2013). http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Frauen-_M__nnerforschung/M__nner-_und_M__nnlichkeitsforschung____ein____berblick/dag_schoelper.pdf (13. Juli 2017).
- Siim, Birte. 1988. „Towards a feminist rethinking of the welfare state“. *The Political Interests of Gender*: 160–86.
- Singer, Mona. 2005. *Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies*. Wien: Löcker.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. 2011. *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Unveränd. Nachdr. Wien: Turia + Kant.
- . 2012. *In other worlds: Essays in cultural politics*. Routledge.
- Stacey, Margaret, und Celia Davies. 1983. *Division of labour in child health care*. Economic and Social Research Council (ESRC).
- Theweleit, Klaus. 1978. *Männerphantasien*. Roter Stern.
- United Nations. 2001. *Beijing Declaration and Platform for Action*. New York: United Nations Department for Public Action. <http://www.un.org/womenwatch/daw/beijing/pdf/BDPfA%20E.pdf> (12. Juli 2017).
- Ursel, Jane. 1986. „The state and the maintenance of patriarchy: A case study of family, labour and welfare legislation in Canada“. *Family, economy and state*: 150–91.
- Wacquant, Loïc. 2003. „Leben für den Ring“. *Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK*. <http://www.ulb.tu-darmstadt.de/tocs/111943744.pdf> (13. April 2017).
- Walby, Sylvia. 1986. *Patriarchy at work*. Cambridge: Polity Press.
- . 1990. *20 Theorizing patriarchy*. Oxford: Blackwell.

- Walby, Sylvia, und Jonathan Allen. 2004. *Domestic violence, sexual assault and stalking: Findings from the British Crime Survey*. Home Office Research, Development and Statistics Directorate London.
- Wallerstein, Immanuel. 1984. *The politics of the world-economy: The states, the movements and the civilizations*. Cambridge University Press.
- Wieck, Wilfried. 1988. *Männer lassen lieben: die Sucht nach der Frau*. Kreuz-Verlag.
- Yuval-Davis, N. 2013. „Citizenship, Autochthony, and the Question of Forced Migration“. *Refugee Survey Quarterly* 32(2): 53–65.

Anhang

Abstract (deutsch)

Kritische, feministisch situierte Forschung über Männlichkeiten und Männer ist im deutschsprachigen Raum wenig sichtbar. Diese Arbeit will einen Teil zur Schließung dieser Lücke beitragen, indem drei einflussreiche theoretische Zugänge dieses Forschungsfeldes vergleichend dargestellt werden: Raewyn Connells „Hegemoniale Männlichkeit“, Jeff Hearn's „Hegemony of Men“ und Michael Meusers „Männlicher Habitus“. Um ein umfassendes Verständnis der Konzepte zu ermöglichen, werden sie theoretisch eingebettet in die theoretischen Zugänge der Autor*innen hinsichtlich des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft sowie ihrer Konzeption von Geschlecht als Strukturkategorie. Davon ausgehend werden die Konzepte kritisch auf ihre Implikationen in Bezug auf Intersektionalität und Heteronormativitätskritik überprüft. Der Vergleich der Theorien schafft eine Grundlage, um die Konzepte wechselseitig zu kritisieren und davon ausgehend Vorschläge für eine angemessenere Theoretisierung des Gegenstandes zu skizzieren.

Summary

The intention of this thesis is to provide a critical overview of some relevant concepts from the scholarly field of critical studies of men and masculinities. Whereas this field has gained some popularity and visibility in e.g. US-American, British or Norwegian academic debates, it remains rather marginalized in the Austrian and perhaps German speaking context. Starting from the argument that a critical reflection of different social positions of privilege such as *whiteness*, class privilege or masculinity is a crucial endeavor for critical scholars, this work aims at contributing to a (pro-)feminist debate around issues of masculinity. In order to do so I want to introduce and discuss some influential theoretical concepts, namely Raewyn Connell's "hegemonic masculinity", Jeff Hearn's "hegemony of men" and Michael Meuser's "Männlicher Habitus". Especially Hearn's and Connell's work has laid a theoretical foundation for the development of critical studies of men and masculinities ever since their first publications in the 1980s concerning this topic. Ever since they have further developed their approaches and remained some of the most influential scholars of the field. Michael Meuser has been a pioneer in the German speaking debates in the 1990s and has continued to publish around issues of masculinity. Each of these authors has developed genuine and ambitious theoretical approaches to masculinities and men. As much as these approaches are similar based on their common grounding in feminist research, they do differ in many regards. Thus I found it theoretically illuminating to compare some specific aspects of them. The main part of this thesis consists of five chapters, each of which takes a closer look at one of the following aspects of the three approaches: 1. How do the authors conceptualize the relationship between (material) human bodies and society? 2. How do they grasp gender as a structural category of society? Which institutions or mechanisms do they focus on? 3. In this core chapter I describe and compare the different theoretical approaches to the object of interest: men and masculinities. 4. Then I scrutinize the theories concerning questions of transnationalism and intersectionality. 5. From there I go on to a reading of the theories against the backdrop of queer_feminist critiques of heteronormativity. The complexity and density of each chapter leaves me unable to summarize them. In the first chapter I am arguing for a non-reductionist materialist approach to gender/bodies. In the second chapter I criticize a tendency towards essentializing gender in Meuser's "gender habitus" concept. In chapter three I argue that each of the approaches offers a unique perspective which in combination of the three allows for a sophisticated theorization of men and masculinities. While Hearn emphasizes the importance of questioning the contingent social fact of the hegemony of men as a social group, Connell traces nuances of internal differentiations among masculinities. Meuser's approach offers a way to understand

masculinity as an kind of habitualized embodiment. Both Connell and Hearn incorporate aspects of queer theory and intersectionality into their theories. Meuser on the other hand has not much to say in these regards.